

Hikad:



Studenten
im Braunkhemd

Hikad:

Studenten im Kampfe

1933

Deutscher Jugendverlag GmbH, Berlin

Nachdruck, auch teilweise, untersagt. Alle Rechte, insbesondere das der Verfilmung und Uebersetzung vorbehalten. Copyright by Deutscher Jugendverlag Gmbh., Berlin. Entwurf des Umschlages und Titels von Kurt B. Tilner.
Druck: Deutscher Druck Gmbh., München, Paul-Geyse-Straße 7

Geleitwort

des Jugendführers des Deutschen Reiches

Der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund ist der Träger der großen deutschen Gemeinschaftsidee auf der Hochschule. Er hat nichts mit der Klasse zu tun und nichts mit der Kaste.

In dieser Bewegung stehen, heißt: sich einer kompromißlosen sozialistischen Haltung verpflichten.

A handwritten signature in black ink, reading "Fritz von Schirach". The signature is written in a cursive, flowing style with a long vertical stroke at the end.

Es erscheint notwendig, dem Abschnitt aus dem Kampf deutscher Studenten um ihre Hochschule einige Zeilen voranzuschicken, die in knapper Form ein Bild von der gesamten Organisation des Nationalsozialistischen Studentenbundes geben sollen. Es ist dies um so notwendiger, weil so viele Menschen sich auch heute noch kein abschließendes Bild von der Gesamtbewegung machen können. Insbesondere ist es dringend notwendig, der breiten Öffentlichkeit Sinn und Wesen des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes darzustellen.

Seit 14 Semestern, seit dem Jahre 1926 kämpft der NSDStB. um die deutsche Hochschule. Er ist kein Gebilde des Zufalls, sondern eine bewußte Schöpfung, nicht eines demagogischen Studenten oder eines unternehmungslustigen Professors, der Führer selbst hat ihn gegründet. Adolf Hitler hat einmal gesagt, er könne sich die deutsche Revolution ohne den deutschen Studenten nicht denken. Und das bewog ihn, sich unter den vielen zehntausend Studenten eine zuverlässige, ihm mit Leib und Leben verschriebene Truppe zu schaffen. Die Arbeit des Studentenbundes ging parallel zu der Gesamtbewegung von München aus und es gehörte viel Energie dazu, die großen Schwierigkeiten zu überwinden, die sich der Gründung der einzelnen Hochschulgruppen im ganzen Reichsgebiet entgegenstellten. Es war in jenen Jahren schwer, auch in einer geringen Anzahl von Universitäten und Hochschulen eine Handvoll Leute aufzutreiben, die bereit waren, sich für die Bewegung einzusetzen. Von allen deutschen Professoren gab es nur einen lächerlich geringen Teil, der dem Studentenbund auch nur einigermaßen wohlwollend gegenüberstand und von diesen wenigen nur wieder eine ganz kleine Auslese, die es wagte, öffentlich den Studentenbund zu unterstützen. Das Bild war so, daß die republikanischen und marxistischen Studenten und Professoren, die über die Machtmittel des Novemberstaates verfügten, sich in aller Schärfe gegen den NSDStB. wandten, während das Gros der nationalen Studenten und Professoren in völliger Verkennung seiner Aufgabe, den Studenten im Brauhemd interesselos gegenüberstand. Neben dieser bedauernswerten Interesselosigkeit, die die Arbeit des Studentenbundes so überaus erschwerte, machte sich die Ueberheblichkeit der großen Schicht rein intellektueller Studenten bemerkbar, die in ihrer ganzen geistigen Struktur das Frische, Gesunde des Nationalsozialismus ablehnten. Professoren fanden sich in jeder Universitätsstadt, die sich zu Bütteln des roten Systems machten und den Studentenbund mit Disziplinarverfahren und Relegation verfolgten. Mit der Uebernahme des Studentenbundes durch Baldur von Schirach gelang es, die Arbeit des Studentenbundes in jeder deutschen Hochschulstadt durchzuführen. Zum erstenmal machte der Studentenbund in der Öffentlichkeit von sich reden. Die Wahlen zu den studentischen Kammern gaben dem NSDStB. die Möglichkeit, in der großen Öffentlichkeit seine Ziele zu vertreten und gewissermaßen von Jahr zu Jahr bei diesen studentischen

Wahlen eine Prüfung über sein ständiges starkes Anwachsen ablegen zu können. In diesem Kampf stand dem Studentenbund nichts zur Seite, als die eigene Parteiorganisation. Die nationalsozialistischen Studenten gedenken voll Dankbarkeit all der Redner und Propagandisten der Partei, die sich in selbstloser Weise dem Studentenbund zur Schulung, wie zu großen Massenversammlungen zur Verfügung stellten. Es war ein zäher, unentwegter Kampf, den der Studentenbund zu führen hatte. Viele Hunderttausende von Handzetteln und Flugblättern haben jahraus, jahrein Semester um Semester für den Nationalsozialismus an Deutschlands hohen Schulen geworben. Neben dieser äußerlichen Propagandatätigkeit war das Streben des Studentenbundes auf die Schulung seiner Mitglieder und auf die Durchbildung seines Führermaterials gerichtet. In der SA. marschierte in treuester Kameradschaft neben dem Handarbeiter der Student im Braunhemd, und nirgends hat sich das wunderbare Verstehen von Volksgenossen der Stirn und der Faust besser gezeigt als in den Stürmen der SA., in denen Arbeiter und Student gemeinsam ihren Dienst taten. Zu Zeitpunkten, wo nach den Befehlen der Demokratie die Gesamtbewegung im Leben der Parteien als Splittergruppe gewertet wurde, konnte der Studentenbund bei Wahlen zu Studentenammern absolute Mehrheiten für den Nationalsozialismus erringen. Der Studententag in Graz im Sommer 1931 ergab eine beachtenswerte Etappe im Abschnitt unseres Kampfes. Ein Mitglied des NSDStB. wurde einstimmig zum Vorsitzenden der D.St. gewählt. Unermüdlich ging der Studentenbund diesen Weg des Erfolges weiter, und es ist überaus bemerkenswert, daß die Arbeit des Studentenbundes auch in der äußeren Propaganda Ergebnisse zeitigte, die sich als äußerst stabil erwiesen. Der Wahlkampf, den der Studentenbund in Bayern im November 1932 durchführte, brachte ein überraschend gutes Ergebnis. Es gelang dem Studentenbund trotz der Depression breitester Volksschichten, die durch den Wahlverlust bei der Reichstagswahl Anfang November hervorgerufen worden war, seine Stimmen nicht nur zu behaupten, sondern die Stimmenzahl wesentlich zu vermehren.

Es bedeutete für alle Kameraden des Studentenbundes, die in vielen Semestern für die Eroberung der deutschen Hochschulen gekämpft hatten, eine ungeheure Genugtuung, in den Märztagen 1933 auf den Universitäten, Hoch- und Fachschulen die Fahnen des Nationalsozialismus zu hissen. Wie alle Unterorganisationen der NSDAP., hat auch der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund nach dem 30. Januar 1933 und insbesondere zum Sommersemester 1933 eine außerordentlich starke Vermehrung seiner Mitglieder zu verzeichnen. Wenn während der Zeit schärfsten Kampfes die Schulung im Studentenbund der äußeren Propaganda gegenüber zurückstehen mußte, so nahm im verfloßenen Sommersemester die Einordnung der Riesenzahl von neuen Mitgliedern die ganze Kraft zur inneren Organisation in Anspruch. Neben dieser rein organisatorischen Erfassung der Mitglieder leistete der Studentenbund besonders auf dem Gebiete der Wehrausbildung und Neuschaffung seiner Presseorganisation ein gutes Stück Arbeit. Seit

geraumer Zeit ist der Studentenbund dazu übergegangen, die Studierenden der deutschen Fachschulen in seine Reihen aufzunehmen. Er hat damit den Begriff des Akademikers überwunden, indem er dem Hochschülstudenten den Fachschulstudenten gleichberechtigt zur Seite stellt. An der Spitze der gesamten Organisation steht der Reichsführer Oskar Stäbel, der im Februar 1933 durch den Reichsjugendführer Baldur von Schirach berufen wurde. Die Reichsleitung umfaßt einen Mitarbeiterstab, in dem die verschiedensten Arbeitsgebiete des Studentenbundes spezialisiert sind. Die Vertreter des Reichsführers im Reichsgebiet sind die einzelnen Kreisführer des Studentenbundes, die ihr Teilgebiet, den jeweiligen Kreis führen. Der Kreis selbst setzt sich aus Hochschulgruppen, Fachschulgruppen und Gruppen der Arbeitsgemeinschaft nationalsozialistischer Studentinnen zusammen. Über den Rahmen des Studentenbundes hinaus bestimmt der NSDStB. Führung und Arbeit der Deutschen Studentenschaft. Sämtliche Führer der Deutschen Studentenschaft sind Mitglieder des NSDStB. und unterstehen der Disziplinalgewalt des Bundes. Der gesamte Studentenbund ist eingegliedert in die große Organisation der Jugend. Der Reichsführer des Studentenbundes untersteht unmittelbar dem Reichsjugendführer Baldur von Schirach und ist Mitglied der Reichsjugendführung.

Bei der Fragestellung, welche Aufgaben und welche weitere Lebensberechtigung der Studentenbund im Rahmen des nationalsozialistischen Staates hat, ist festzustellen, daß der Studentenbund bislang in der vordersten Reihe der nationalsozialistischen Front gestanden hat, und daß er jetzt nach der Machtergreifung daran gehen kann, seine höhere Aufgabe der Erziehung des jungen Studenten zum politischen, zum nationalsozialistischen Menschen durchzuführen. Heute, wo der Kern der Bewegung, die Gruppe der Menschen, die den Kampf seit Jahren führten, durch den enormen Zustrom von Mitglieder Massen durchsetzt ist, braucht die nationalsozialistische Bewegung mehr denn je an deutschen Hoch- und Fachschulen eine unbedingt zuverlässige Truppe. Wir nationalsozialistischen Studenten werden unseren Kampf um die nationalsozialistische Hochschule und um den nationalsozialistischen Führernachwuchs nicht abgekapstelt als irgendeine Ständesorganisation durchführen, sondern unser Wunsch und Ziel ist es, dem ganzen deutschen Volke von unserer Arbeit Kenntnis zu geben. Die studentische Jugend Deutschlands steht im Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund, der, ohne das Gute an einer alten Tradition zu verleugnen, seine Mitglieder in einem neuen Geiste erzieht. An dieser Wandlung der deutschen Studenten muß jeder deutsche Volksgenosse, der es mit der deutschen Volksgemeinschaft ernst meint, Anteil nehmen und diese Arbeit, die wir Studenten im Brauch noch zu leisten haben, nach besten Kräften so fördern, wie er es von seiner Stelle aus vermag. Diesem Zweck mag auch die Schilderung eines Abschnittes unseres Kampfes dienen.

München im September 1933.

Wir waren 3 Mann, hatten uns im Kolleg, auf den Gängen der Rheinischen Friedrich-Wilhelm-Universität in Bonn flüchtig kennen-gelernt und uns näher aneinander angeschlossen. Eines Abends, im Dezember 1927, nach einer Versammlung der Partei, kam uns der Gedanke, auch in Bonn eine Gruppe des Studentenbundes zu gründen. Wir wußten nicht viel vom Wesen des Studentenbundes, wir wußten nur, daß in München ein solcher Bund bestand und wir nahmen an, daß auch in anderen Hochschulstädten solche Bünde sich bilden würden, und damit nahm unser Plan feste Formen an.

Lehmann, der schon geraume Zeit studierte und der in den Jahren seines Studiums überall herumgekommen war, übernahm auf Grund seiner Erfahrung die Leitung unseres Unternehmens. Wir sahen uns nach Kameraden um und im Januar 1928 war das halbe Dutzend voll, zwei Pfundsburken aus Ostpreußen, zwei Schulkameraden aus dem Ruhrgebiet, Lehmann und ich, das war die Belegschaft.

Runmehr gedachten wir, „den großen Schlag zu führen“. Durch eine günstige Verbindung — Gott allein weiß, wie sie zustande kam — hatte uns der damalige Gauleiter von Köln, Dr. Ley, als Redner für unsere „Massenversammlung“ zugesagt. Wir wurde die Propaganda freundlichst übertragen. Diese Aufgabe mußte ohne Geldmittel und innerhalb 24 Stunden durchgeführt werden. Wir schrieben auf schöne weiße Bogen, so gut es unsere Handschrift zuließ, eine freundliche Einladung an die Kommilitonen, „in Massen“ zu der Versammlung zu erscheinen. Diese Miniaturplakate wurden streng illegal ohne Genehmigung des Rektorsamtess plötzlich an allen schwarzen Brettern der Universität zum Aushang gebracht, sie wurden zwar einige Stunden darauf von Pedellen entfernt, aber diese wenigen Stunden behördlicher Verblüffung hatten zur Propaganda ausgereicht; denn am denkwürdigen Tage, am 15. Januar, war unsere Versammlung tatsächlich überfüllt.

Dafür konnten weniger die Zuhörer, als der Raum; denn Lehmanns Studentenbude war von nur geringen Dimensionen. Bereits um 8 Uhr saßen drei Mann auf dem Sofa, vier weitere Besucher auf drei Stühlen. Der Rest sah auf dem Bett bzw. stand malerisch umher und wartete auf den Redner.

Hier erlebte ich die erste Parallelversammlung meines Lebens. Wir füllten gewissermaßen den zweiten Saal, denn Lehmanns Zudenachbar war verreist, so daß wir nach Aushängen seiner Tür einen entzündenden

zweiten Raum zur Verfügung hatten. Jetzt hatten die 14 Besucher tatsächlich alle Platz.

Unter großem Jubel erschien der Festredner. Dr. Ley war sichtlich über die spärliche Versammlung erfreut und begann gewissermaßen zwischen Tür und Angel der beiden Zimmer seine Rede. Schon damals gewöhnt, in großen Versammlungen zu sprechen, war seine Stimmkraft diesen Versammlungsräumen nicht angepaßt, so daß ich bei Steigerungen in seiner Rede glaubte, daß Bilder und Spiegel leicht zu wackeln anfangen. Diese Rede war für den Studentenbund in ganz Westdeutschland von größter Bedeutung; denn nach der Rede, die mit Begeisterung aufgenommen wurde, zirkulierte eine Liste, die erste Mitgliederliste der Hochschulgruppe Bonn. 10 Mitglieder mußte die Gruppe haben, um von den akademischen Behörden anerkannt zu werden. Wir hingegen hatten bereits 11: 10 Studenten und eine Studentin. Wir sind wohl selten nach einer Versammlung so tiefbefriedigt heimgegangen wie nach dieser.

So leicht wie wir uns die akademische Anerkennung gedacht hatten, war es nun nicht. Wir hatten Januar 1928, und da waren die Herren Professoren und die Dienststellen der akademischen Behörden etwas unterschiedlich in der Auffassung vom Nationalsozialismus wie etwa 1933. Die Amtsmaschine setzte sich mit hörbarem Knarren in Gang, man nahm von unserer Gegenwart gnädigst Notiz und erklärte, uns demnächst Nachricht zukommen zu lassen.

Diese Antwort wurde geradezu klassisch, denn allwöchentlich wurde der Hochschulgruppenführer vorstellig, um diese so bedeutsame Antwort entgegenzunehmen. Zweifellos hatte die hohe Behörde die freundliche Absicht, uns durch Hinausziehen zu ermüden, zweifellos hoffte man uns dadurch zu entmutigen und so den Bund zum Auseinanderlaufen zu bringen. Die Herren waren, wie häufig, etwas weltfremd und hatten keine blasse Ahnung, wie junge Nationalsozialisten an ihrer Bewegung hängen. Die allerhöchste Anerkennung, die so lange auf sich warten ließ, war uns, bei Licht besehen, herzlich gleichgültig; wir gingen daran, diese Wartezeit damit auszufüllen, in kleinstem Kreise Sprechabende in der Wohnung des Ortsgruppenführers der Partei durchzuführen, um uns auf diese Weise menschlich, kameradschaftlich fester zusammenzuschließen, um die Kampfgemeinschaft im Keime zu bilden, mit der wir auch die Bonner Universität erobern konnten.

Das Gesicht des Herrn Universitätsrats war zum Malen schön, als wir zu Beginn des Sommersemesters 1928 freundlichst um die noch immer ausstehende akademische Anerkennung nachsamen, und mit triumphierendem Lächeln eine Mitgliederliste vorlegten, die diesmal 21 Namen zeigte. Nunmehr mußte man sich doch ernsthaft mit uns befassen, und uns nach bestehendem Gesetz Anerkennung gewähren. In diesem Sommer bewies die junge Hochschulgruppe, die noch immer fast ohne jede Verbindung mit München ganz auf sich allein angewiesen, daß sie sich voll und ganz in den Dienst der Bewegung stellte.

Die Aufregung in Hörsälen und Wandelgängen an der Universität über Studenten, die das Abzeichen der NSDAP. trugen, war einfach beängstigend. Das Hakenkreuz war für den Träger höchstens bei systemtreuen Professoren gefährlich, die bei Prüfungen sich den jungen nationalsozialistischen Studenten gegenüber geradezu insam benahmen. In Hörsälen und Wandelgängen hingegen war dieses Abzeichen dazu angetan, den Träger in den Genuß der Popularität eines Kalbes mit zwei Köpfen zu setzen. Man staunte, glosste uns nationalsozialistische Studenten an und verdrehte sich schier die Köpfe, um diese eigenartigen Menschen solange und genau wie nur möglich zu betrachten. Man fand es als lächerlich, aufreizend und empörend, ja noch schlimmer, als ungeistig, derartige Embleme wie ein Hakenkreuz an den geheiligten Stätten der Universität zu tragen.

Ehe wir noch recht daran gehen konnten, diese Herrschaften auf unsere Weise anzugreifen, setzte der Wahlkampf im Mai 1928 zur Reichstagswahl ein. Wir Studenten hielten es für unsere vornehmste Pflicht, die überaus schwache Ortsgruppe der Partei durch unseren Einsatz zu unterstützen. Wie immer stand das Verhältnis von unserem Idealismus und unseren Finanzen in einem grotesken Gegensatz. Da galt es durch Arbeit das mangelnde Geld zu ersetzen. Die Plakatierung von Parteiverfassungen war für uns unmöglich, aber die Kosten für etwas guten Kleister ließen sich erschwingen. Den Abend über wurde fieberhaft auf rote Vordruckplakate, die wir billigt vom Gau geliefert erhielten, mit markiger Blaustiftschrift Ort, Zeit und Redner der Versammlungen vermerkt. Indessen wurde der Kleister säuberlich hergerichtet, und als die Uhr Mitternacht schlug, bewegte sich ein seltsamer Zug durch die stillen Straßen und Gassen der alten Rheinstadt. Vornweg kam Lehmann, der das Gelände nach vorn sicherte. Ihm nach zwei Bayern, ein baumlanges, der in seinen riesigen Kniederboder die Plakatterollen verborgen mit sich führte und ein beweglicher kleiner Landwirtschaftsstudent aus Freising, der gemächlich einen alten Marmeladeeimer mit dem Kleister trug. Ihm folgte als gewichtigste Person ein prächtiger Ostpreuße, der umhüllt mit einem alten Lappen den Kleisterpinsel wie einen Blumenstrauß vor sich hinhielt. Den Abschluß hatte ich selbst zu bilden und die Aktion vor unvermuteten Ueberfällen von rückwärts zu schützen. Also wanderten wir durch die dunkle Nacht. Zunächst noch etwas zaghaft, wurden wir mit der vorgerückten Stunde immer kühner und erreichten schließlich einen ziemlichen Grad von Unerschrockenheit, als wir mitten auf dem hellerleuchteten Marktplatz einen riesigen Bauzaun mit einer stattlichen Anzahl unserer Plakate versahen. Einmal im Zuge, schreckten wir nicht davor zurück, selbst das historische Koblenzer Tor mit unseren Plakaten gründlich zu bellegen.

Knapp vor TorSchluß — wir waren gerade dabei, das letzte Plakat nicht unweit einer Polizeiwache an die Wand zu bringen — tauchte ein Schutzmann auf, der zum Glück über unsere Unverschämtheit so verduht war, daß er uns die notwendige Zeit zum Entweichen ließ. In wilder Flucht stoben wir auseinander, um uns wie durch einen Zufall

atemlos, aber vor Freude prustend, an der gleichen Straßenecke wiederzufinden. Nichts war verlorengegangen, selbst der Eimer mit dem Kleister hatte bei dem eiligen Abdrücken nicht gelitten.

Die biedereren Bürger waren anderntags mitsamt ihrer Inzeratenspreßreife gebührend empört, unsere Versammlung aber war überraschend gut besucht. Die flammenden roten Plakate an den belebtesten Stellen hatten ihre Schuldigkeit getan und unser außergewöhnliches Handeln gerechtfertigt. Möchten die Spießer von „Verrohung der Jugend“ reden, am Abend der Wahl hatten wir auch in Bonn unsere Stimmenzahl verzehnfacht und wir hatten dabei das angenehme Gefühl, daß unsere Arbeit daran mitschuldig war. Gewissermaßen zur Belohnung bekamen wir auch unsere behördliche Anerkennung, ja noch mehr, ein eigenes Anschlagbrett, das uns in der Arbeit im nun folgenden Wintersemester von allergrößter Bedeutung war.

Im allgemeinen ist man der Ansicht, daß der Student ein in nationaler Hinsicht durchaus zuverlässiger Volksgenosse sei. Man übersieht hierbei, daß der Marxismus an allen deutschen Hochschulen über wohlorganisierte Hochschulgruppen verfügte, die von seiten gewisser Regierungsstellen außerordentliche Unterstützung erfuhren. In einer Zeit, wo sich für den Nationalsozialismus kaum ein Professor in Deutschland einzusetzen wagte, gab es genügend Professoren, die sich offen für den Marxismus einsetzten, und genügend schwächliche Naturen, unter dem ganzen Spuk der liberalen Wissenschaft, die weit eher marxistische Gruppen duldeten, ja stillschweigend förderten, als daß sie uns jungen nationalsozialistischen Studenten auch nur die geringste Gerechtigkeit werden ließen.

In Bonn am Rhein bestand eine derartige marxistische Gruppe, die in besonders interessanter Mischung Sozialdemokraten und Kommunisten unter Leitung eines jüdischen Professors Kantorowicz vereinigte. Bis zum Auftreten des NSDStB im politischen Leben der Bonner Universität entfaltete diese marxistische Gruppe eine intensive Werbetätigkeit innerhalb der Universität. Gerade das Wintersemester 1928/29 begann mit einer Masse kulturpolitischer Veranstaltungen dieser Gruppe.

Die Bonner Universität war von einer Anzahl farbiger Plakate überflutet, auf denen ein ganzer Semesterplan von Vorträgen marxistischer Größen angekündigt wurde. Den Auftakt dieser „Wissenschaftlichen Veranstaltungen“ stellte ein Vortrag des berühmten Professors Adler dar, der von der Universitätsbehörde zu seinem marxistischen Referat das Auditorium Maximum freundlichst zur Verfügung gestellt erhielt. Diese Provokation der Studenten veranlaßte uns Nationalsozialisten mit aller Deutlichkeit gegen ein solches Anwesen einzuschreiten.

Wir wurden wieder einmal beim zuständigen Universitätsrat vorstellig und überraschten ihn mit der überaus interessanten Mitteilung, daß Herr Doktor Goebbels, Berlin, in Kürze vor den Bonner Studenten zu sprechen gedächte und zu diesem Zweck einen entsprechend großen Hörsaal benötigte. Die Behörde runzelte die Stirne und gab zu

verstehen, daß „Hörsäle zu politischen Zwecken nicht hergegeben würden“. Auf dieses Stichwort hatten wir ja nur gewartet, denn abgesehen davon, daß Doktor Goebbels keine Ahnung davon hatte, daß wir seine Rede in Bonn ankündigten, sollte er lediglich ein hübsches Gegenstück zu Herrn Adler darstellen, mit dem wir diesem sauberen Herrn sein weiteres Wirken unmöglich machen wollten. Wir stellten mit Vergnügen fest, „Politik im Hörsaal ist verboten“, aber nicht nur für uns, sondern auch für die Margisten. Wie erwartet, kam der salomonische Richterspruch des Senats: Verbot für alle Gruppen, in Hörsälen politische Referate abzuhalten. Damit hatten wir den Margisten für den ganzen Winter ihr Geschäft verdorben, die schönen bunten Plakate, die sicherlich ein Heidengeld gekostet hatten, wurden von den Pedellen entfernt, und die margistische Gruppe war dazu verdammt, ihre Klubabende unter Ausschluss der Öffentlichkeit im Ghetto des Prof. Kantorowicz abzuhalten.

Nach dieser Abwehr gingen wir unsererseits zu weiterem Angriff vor. Durch Gewinnung geschickter Redner und durch eine entsprechende Propagierung gelang es uns immer stärker alle Kreise der Studentenschaft für uns zu interessieren. In kürzester Frist hatten wir unsere Mitgliederzahl verdoppelt, ja verdreifacht.

Nich gelüftete, meinerseits den so jämmerlich zurückgeschlagenen Marxismus weiterhin aufs äußerste zu reizen, und als rotes Tuch diente mir das bereits erwähnte Anschlagbrett. Das heißt weniger das Brett als die im wöchentlichen Wechsel darauf angebrachten Anschläge. Der Illustrierte Beobachter, die Parteipresse und die etwas zurechtgestuhte Tagespresse boten ein prächtiges Anschauungsmaterial, das so interessant empfunden wurde, daß der Anschlagkasten des Studentebundes immer von Gruppen leselustiger Kommilitonen umlagert war. Zweifelsohne wäre die Behörde gerne gegen unsere Art der Propaganda eingeschritten, wenn wir nicht in kluger Voraussicht dieser Möglichkeit jeden Formfehler peinlichst vermieden hätten. Gerade diese äußerste akademische Korrektheit war dem Marxismus überaus peinlich, da es offenbar wurde, daß mit Hilfe dieser sachlichen Propaganda die Stimmung für den Nationalsozialismus an der Universität wuchs. Einige Kuriositäten, die ein eigenartiges Licht auf die geistige Einstellung eines Universitätslehrkörpers Anfang 1929 werfen, mögen unseren Kampf illustrieren. Uchermittwoch 1929 heftete ich einen Anschlag an unser Plakat, auf dem in tadellosem Bildmaterial, das zumeist dem Illustrierten Beobachter entnommen wurde, das Wohnungselend im Novemberdeutschland erschütternd dargestellt wurde. Dieser Anschlag war zwei Tage nach seinem Aushang entfernt und wie unser damaliger Hochschulgruppenführer vom Rektorat erfuhr, auf Veranlassung von Professoren, die hieran Anstoß genommen hätten.

Man stellte uns auch liebenswürdigerweise unsern Anschlag wieder zur Verfügung, mit dem Bemerkten, daß lediglich dieser Anschlag sich als nicht geeignet erwiesen habe, unserer weiteren Propagandatätigkeit aber nichts im Wege stehe. Ich fertigte nunmehr ein Plakat an, das Stil-

proben neudeutscher Dichter enthielt, die wir mit der freundlichen Ueberschrift versehen: „Finden Sie, daß sich diese Dichter richtig verhalten?“ In Kürze war auch dieses Plakat verschwunden.

Nunmehr bewaffnete ich mich mit dem beanspruchten Aschermittwochplakat und ließ mich beim Rektor selbst melden. Seine Magnifizenz war äußerst gütig, aber peinlichst berührt, als ich um die Namen der Herren Professoren bat, die das Wohnungselend und dessen Darstellung nicht ertragen konnten. Auf mein Drängen erhielt ich schließlich die erschütternde, die trostlose Lage charakterisierende Antwort: „Ihr Plakat ist dazu geeignet, die Arbeit des Auswärtigen Amtes in Berlin zu stören, denn die Aufzeigung des deutschen Wohnungselends beeinträchtigt die augenblicklichen außenpolitischen Verhandlungen.“ Diese Antwort war mir ausreichend und gab unserem Kampf und unserer Kampfweise bis zum Letzten Recht. Was die Herren Professoren störte, konnten sie legal beseitigen; was die marxistische Gruppe störte, ließ sich nur anders zum Verschwinden bringen.

Man stahl! So war das Plakat gegen die Schmutzfinfen von neudeutschen Dichtern, von geistesverwandten Kommilitonen von unserem Brett gestohlen, ein Umstand, der uns veranlaßte, eine zweite Auflage herzustellen, die wir, um unakademisches Verhalten unserer Freunde in Marx zu verhindern, unter Bewachung hielten. Die Hoffnung der Marxisten, uns Schaden zu können, war gescheitert, so daß die Herrschaften in Ueberschätzung ihrer Kräfte zu einer Verzweiflungstat schritten.

Die Bonner Universität verfügt über starke theologische Fakultäten beider Konfessionen. Diese theologische Wesensart der Bonner Universität legte die marxistische Gruppe ihrem Plan zugrunde. Der seit langem verwaiste Anschlagkasten dieser Gruppe prangte eines Morgens in eigenartigem Schmuck. Ueble Karikaturen von Seelsorgern beider Konfessionen spekulierten darauf, den Zorn der zuständigen Fakultät heraufzubeschwören, der dann in der Konsequenz zu einem generellen Verbot von Anschlagkästen aller politischen Gruppen führen sollte. Man sieht die alte marxistische Kampfesart: Lieber selbst verboten mit dem lästigen Gegner, als den Kampf mit dem Nationalsozialismus fortzusetzen.

Der uns Nationalsozialisten so überaus günstige Wind ließ uns am Vorabend dieses Unternehmens um eine andere marxistische Aktion wissen. Im Glauben an den starken Einfluß des Regierungsmarxismus war das örtliche marxistische Blatt, die Rheinische Zeitung, mit einem Schmähartikel gegen den Rektor und den NSDStB. versehen worden. Wie unsere gutunterrichtete Mittelstelle uns mitteilen konnte, plante man auch diesen Schmähartikel durch Handzettel in der Universität zu verteilen. Hier galt es schleunigst zu handeln.

In aller Herrgottsfrühe erstanden wir ein noch druckfeuchtes Exemplar der Rheinischen Zeitung. Ich begab mich damit, sobald es möglich war, zum Rektor, der vom ehrlichen Zorn über diese Gemeinheit marxistischer Verleumder überwältigt, in einer anschließenden

Senatssitzung für ein Verbot der margistischen Gruppe plaidierte. Ergebnis dieser Sitzung war, Verbot der margistischen Gruppe, Einziehung des margistischen Anschlagkastens und disziplinarische Bestrafung der verantwortlichen margistischen Studentenführer.

Damit nicht genug, wurde ich beim Rektoramt vorstellig, um in der Angelegenheit des margistischen Angriffs durch Flugblatt und Zeitung in entsprechender Weise vorgehen zu können. Zwei Möglichkeiten konnte ich dem Rektor in Vorschlag bringen, Verteilung von Gegenflugblättern, was seiner Magnifizenz als unakademisch erschien, zum andern ein Gegenanschlag aufklärenden Inhaltes an unserem Anschlagbrett. Der Rektor entschied sich für das letztere, und so konnte ich der Hochschulgruppe als Belohnung für ihren aufopfernden Kampf den Triumph bereiten, an unserm Anschlag einen scharfen Aufruf gegen den Margismus zu wissen, während der Anschlagkasten der margistischen Gruppe unter den wütenden Blicken hornbebrillter Judenjungen von kräftigen Hilfspedellen abmontiert und amtlicherseits sichergestellt wurde.

Damit hatte der Margismus an der Universität Bonn ausgespielt, ein späterer leichter Rückschlag wurde durch entsprechende Gegenmaßnahmen in gleich belustigender Weise endgültig zu Boden geschlagen.

Fest steht, daß mit diesem Tage eine margistische Werbung unter den Bonner Studenten praktisch unmöglich war, seine weitere Pflege mußte in den Privatwohnungen jüdischer Professoren von statten gehen.

In streng sachlicher Weise, in durchaus akademischer Form, in völliger Ruhe und Beherrschtheit der Nerven war es uns nationalsozialistischen Studenten gelungen, den margistischen Gedanken der Lächerlichkeit preiszugeben. Der damalige Rektor, der am eigenen Leibe die Notwendigkeit eines Einschreitens gegen den Margismus erfahren hatte, faßte von seinem Standpunkt aus als katholischer Theologe das Werturteil über den NSDStB. in die Worte zusammen: „Ich habe Ihren Kampf mit Interesse verfolgen können und kann Ihnen, wenn ich auch in Ihren politischen Zielen nicht der gleichen Meinung bin, gern bestätigen, Ihr Kampf war in jeder Hinsicht den akademischen Formen entsprechend, Ihr Kampf war ethisch.“ So sehr uns dieses Urteil eines politisch uns durchaus fernstehenden Wissenschaftlers auch angenehm berührte, wichtiger war es, unsere Kampfesweise war wirksam gewesen, so wirksam, daß wir es uns vornahmen, sie zum Stil unseres Kampfes zu entwickeln.

In diesen ersten Semestern mühevoller Kleinarbeit und intensivster Propaganda von Mann zu Mann haben wir im Kampf für den Nationalsozialismus anfangs kaum das Braunhemd getragen. Erst als wir daran gingen, in unserer Hilfsarbeit für die Partei von Bonn ausgehend, in der Umgebung Stützpunkte zu gründen, begannen wir uns einzukleiden. Die ersten Braunhemden, die wir Bonner Studenten im Sommer 1928 trugen, waren eigentlich olivgrün. Unsere Ausrüstung war mehr als uneinheitlich. Mühen besaßen wir überhaupt nicht, diese olivgrünen Braunhemden mit niedlichen Perlmutterknöpfen, Breeches, die in den allerwenigsten Fällen braun waren, und das Leder-

zeug. Das war ein improvisierter Studentensturm zu dieser Zeit. Halt, eins nicht zu vergessen, die Hafentrenzarmbinde. Die knallte mit ihrem leuchtenden Rot den biedereren Spießern in die Augen und veranlaßte sie, die Hälse nach bewährtem Muster zu verdrehen. So marschierten wir nach Siegburg, Honnef, über den Sonntag hinaus, und unserer Arbeit gelang es auch, kleine Stützpunkte zu errichten.

Unvergesslich war uns die Fahrt zur Sonnenwendfeier nach Caub im Juni 1928. Als Gefährt diente ein nicht allzu neuer Fordwagen, der sehr wenig vertrauenerweckend aussah, der uns aber trotzdem treulich ohne jede Panne hin und zurück beförderte. In Caub sahen wir zum erstenmal einen größeren Aufmarsch der SA., und als auf den Rheinhöhen Dr. Goebbels am Sonnenwendfeuer sprach, empfanden wir so recht die Größe des Kampfes, der noch vor uns lag.

Von Bonn her die Teilnahmslosigkeit, ja Gegnerschaft der spießbürgerlichen Gesellschaft gewöhnt, empfanden wir die jubelnde Begeisterung in Caub, den herzlichen Empfang der einheimischen Bevölkerung doppelt angenehm, der überaus reiche Schmuck der Straßen mit leuchtenden Hafentrenzfahnen war uns wie eine Vision künftigen Sieges.

II.

Nach den Erfolgen des Wintersemesters 1928/29, die eine Krönung der Arbeit von 2½ Semestern darstellten, ging ich mit zwei Kameraden von Bonn im Sommersemester 1929 nach München. München, das war uns wie eine Verheißung; München, das war ein Begriff, wie der Führer, die Feldherrnhalle, kurz der Inbegriff: Nationalsozialismus. Ich weiß noch genau, wie ergriffen wir Bonner Studenten waren, als wir zum erstenmal vor dem Hause Schellingstraße 50 in München standen, dem damaligen Sitz der Reichsparteileitung der NSDAP. So einfach, so mehr als schlicht hatten wir uns dies Gebäude nicht gedacht. Aber wir waren stolz darauf, in dem Hause zu sein, in dem der Führer arbeitete, in dem die Fäden der ganzen Organisation zusammenliefen.

Am gleichen Tage meldeten wir uns beim örtlichen Studentenbund, Schellingstraße 29/II rechts, das war die Anschrift. Wie oft sollte ich in diesem Hause aus- und eingehen. Der damalige Reichsgeschäftsführer, Heinz Schulze, nahm sich unser überaus freundlich an. Man behandelte uns individuell, denn in diesen glücklichen Zeiten hatte man noch Zeit genug, jedem neuen Mitkämpfer menschlich näher zu kommen. Ich sehe das wackelige Mobiliar der Reichsleitung des Studentenbundes noch vor Augen. Der Herr Reichsgeschäftsführer saß an einem Schreibtisch, der zu früheren Zeiten wohl anderen Zwecken gedient hatte und tippte höchstpersönlich auf einer uralten Schreibmaschine seine Post. Ein paar Regale mit Ordnern, ein runder eiserner Gartentisch und ein paar Gartenstühle vervollständigten das Inventar. Das schönste war eine riesengroße Hafentrenzfahne, die eine ganze Zimmerwand bedeckte. Von

Kamerad Schulze erjahren wir Einzelheiten und tags darauf trafen wir uns in der Universität beim Stehkonvent des Bundes im ersten Stod beim Speerträger. Das gab damals keine langatmige Vorstellung der Herren Kommilitonen, das waren einfach ein paar neue Kameraden aus Bonn, die helfen wollten.

Die erste Studentenbundsversammlung im kleinen, verräucherten Nebenzimmer des Gasthauses „Zum Färber“ bekam ihre besondere Note durch die Teilnahme des Reichsführers des NSDStB. Baldur v. Schirach. Der Zufall wollte es, daß wir Bonner in seiner Nähe sahen, so daß ich den Reichsführer bei seiner Ansprache genau beobachten konnte. Wie alles in München, hatte ich ihn mir auch anders vorgestellt. Doch seine Art gefiel mir. Es lag in seinen Worten soviel menschlich Empfindendes, sein Wesen war so kameradschaftlich, so überaus sympathisch, daß in uns die Freude wuchs, unter seiner Führung das zu erreichen, was er in seiner Rede uns an Plänen entwickelte.

Mir wurde das durchaus nicht erfreuliche Amt eines Schriftführers angetragen, wobei meine Eignung lediglich auf einer nicht übermäßig vollkommenen Fertigkeit des Maschinenschreibens basierte.

Das Semester an der Universität bekam dadurch einen erfreulichen Aufstakt, daß heimlich von dem Franz des Studentenbundes, der in der Ehrenhalle der Universität, die dem Gedenken der Toten geweiht war, hing, die Schleife abgerissen wurde. Die Erregung über diese Gemeinheit unserer Gegner war ungeheuer und einige Hitzköpfe und Prachtfkerle von Oberbayern wandten sich alsbald auf eigene Faust an die richtige Anschrift.

Der Stehkonvent der marxistischen Gruppe wurde sachmännisch umzingelt und nach einem bajunvarisch derben Wortwechsel bekam ein allzu frecher Judenjunge eine „Watschen“. Darob überschlugen sich die akademischen Behörden, unser armer geschändeter Franz geriet über die welterschütternde Tatsache einer Ohrfeige in Vergessenheit; Vorladungen beim Rektorat waren an der Tagesordnung, und das Ergebnis lautete: Verwarnung des Studentenbundes und Verbot, in der Universität im Braunhemd zu erscheinen. So sehr ich auch dem rothaarigen jüdischen Studenten seine verdiente Abreibung gönnte, so sehr erinnerte ich mich unserer etwas verfeinerten Bonner Methode, die im Endeffekt für uns den größeren Erfolg für sich hatte.

Eines Tages brachte der Hochschulgruppenführer zum Stehkonvent, so schien es, einen neuen Kameraden mit, groß, blond und beweglich, machte der neue Kamerad einen fabelhaften Eindruck, man hatte unbedingt das Gefühl, einem Soldaten gegenüberzustehen, einem Menschen, der nicht immer im schlicht bürgerlich-blauen Anzug gelebt hatte. Seinen Namen hatte ich nicht verstanden, und war doppelt überrascht, kurz darauf zu hören, daß es **L e u t n a n t H e i n e s** gewesen sei.

Der „Fememörder“ war gerade aus der Haft gekommen und versuchte, sich an der Münchener Universität zu immatrikulieren, um sein Studium der Rechte fortzusetzen. Die akademische Behörde versagte dem alten Frontsoldaten die Genehmigung, der von der Republik als Feme-

mörder abgestempelte Kämpfer war dem Senat der Zusammensetzung des Sommers 1929 nicht genehm.

Mit Flugblättern des Protestes nahm der Studentenbund gegen eine solche Entscheidung Stellung. Mit dem Völkischen Beobachter versuchten wir gegen eine solche Anschauung Sturm zu laufen. Vergebens! Die Unversität blieb bei der Ablehnung, dafür erwarb sich die SA. in Leutnant Heines einen ihrer besten Führer.

Die Münchener nationalsozialistischen Studenten waren zum allergrößten Teil in der SA. und SS. Gleich nach meiner Ankunft in München war ich mit vielen Kameraden gemeinsam in den Münchner Sturm 1 der SA. eingetreten. Diese SA.-Zeit ist zweifelsohne die aller schönste Zeit während des ganzen Kampfes gewesen. Mit welchem Stolz zog man zum erstenmal das Braunhemd an, ließ sich von der Wirtin, deren Töchterlein oder sonst einem weiblichen Wesen Spiegel und Schnüre auf das Hemd nähen, probierte rasch einmal vor dem Spiegel Mühe und Sturmriemen, und dann ging's zum ersten Dienst.

Es war ein wundervolles Gefühl, zum erstenmal in der braunen Front zu stehen, zum erstenmal im gleichen Schritt und Tritt mit den Kameraden aus allen Volksschichten durch die Straßen zu marschieren. Wochentags zu Appellen, des Sonntags hinaus zum Exercieren in der Umgebung Münchens.

Es war eine wundervolle Kameradschaft, wir Studenten gingen auf in der SA. Da gab es keine Gruppen, keine Zirkel von Studenten, die sich absonderten, nein, in bunter Reihe saßen Studenten, Bädergesellen, Arbeitslose, Kaufmannslehrlinge, Buchdrucker, alle miteinander nach dem Dienst im Sturmlokal, und als äußeres Zeichen der Kameradschaft trank man aus großmächtigen Stiefeln, so daß jeder soviel trinken konnte wie der andere, eine Mühe kreiste herum und jeder warf hinein, was er an Groschen und Pfennigen entbehren konnte. Gab's einmal ein 50-Pfennig-Stück oder gar eine Mark, so kannte der Jubel keine Grenzen und die „Marktigkeit“ der fälligen Trinkprüche ließ nichts zu wünschen übrig. Diese Stunden kameradschaftlichen Zusammenseins nach dem Dienst, nach dem Ausmarsch oder Appell waren eine Notwendigkeit, sie stärkten das Gemeinschaftsgefühl, die Zusammengehörigkeit ungemein, und ich habe hieraus Lehren gezogen, die ich später als Hochschulgruppenführer in die Praxis umsetzen konnte.

Der Sommer 1929 stand im Zeichen des Reichsparteitags in Nürnberg. Lange Wochen vorher wurden die SA.-Abteilungen auf das schärfste gedrillt. Der Vorbeimarsch wurde solange geübt, bis wir ihn im Schlafe fertiggebracht hätten und unser Standartenführer Zöberlein sich zufriedengab.

Die letzten Tage vor unserer Abfahrt nach Nürnberg waren mit Ausmärschen ausgefüllt, die sich bis zu 13 Marschstunden am Tag ausdehnten. Ich erinnere mich noch gut eines Sonntags, wo wir stundenlang in glühender Sonnenhitze marschierten, um schließlich in Deisenhofen in einer Weißbierbrauerei Rast zu machen.

So gut wie dieser kühle Trunk hat uns allen wohl niemals das Bier geschmeckt. Wo gerade von Bier und Trinken die Rede ist, füge ich rasch noch eine kurze Episode ein, die beweisen mag, daß wir Studenten im Braunhemd auch von Herzen vergnügt und lustig sein konnten, wie es nur Studenten sein können.

Gerade zu Ende dieses Semesters unternahmen wir eine fröhliche Sonntagsfahrt zum Kloster Andechs am Ammersee. Der Himmel sah betrüblich dunkel aus, aber wir hatten eine mordsgute Stimmung, die sich während der Bahnfahrt so sehr steigerte, daß wir beschlossen, trotz des leichten Regenfalles einige Bahnstationen vor dem Ammersee den Zug zu verlassen und zu wandern. Nun hatten wir einen frisch-gebadenen Doktor in unseren Reihen und unser Kamerad Walter Schmidt ließ sich in seiner jungen Würde nicht lumpen.

In jedem Wirtshaus, an dem wir vorbeikamen, wurde uns vom jungen „Herrn Doktor“ ein Glas Bier und eine trockene Semmel als Wegzehrung gespendet. Da in Bayern aber der Wirtshäuser arg viele sind, wuchs unsere Stimmung mit der Zahl der zurückgelegten Kilometer bzw. Wirtshäuser. Gekrönt wurde unsere „Arbeit“ im Kloster Andechs selbst, wo behäbige Mönche uns den Abschlusstrunk in großen feinerne Krügen kredenzten. Immerhin hatten wir Mühe, mit der nun einmal notwendigen Haltung in München wieder einzuziehen.

Mit dem Semesterende fiel die Fahrt nach Nürnberg zum Reichsparteitag zusammen. Da ich anschließend in die Heimat ins Ruhrgebiet fahren wollte, fuhr ich mit einigen Kameraden des Studentenbundes vorher nach Nürnberg und konnte die letzten Vorbereitungen zu dieser gewaltigen Tagung erleben.

Wer diesen Parteitag miterleben durfte, der nahm von Nürnberg den unbedingten Glauben an unsern Sieg mit heim. In den Stunden, die wir vor dem Nürnberger Hauptbahnhof auf den Münchener Sturm warteten, werden mir unvergeßlich sein.

Dieser Strom von Braunhemden, der immerfort aus dem Bahnhof quoll und keine Ende nehmen wollte. Einer von den vielen SA-Leuten war auch Horst Wessel, das kam einem viele Monate später so recht zum Bewußtsein, als man Horst Wessel im Bild als Sturmführer vor seinem Sturm marschieren sah. Das war der Bahnhof im Hintergrund, vor dem wir in den ersten Augusttagen 1929 standen.

Ungeheuer war das Erlebnis des Abends im Stadion mit dem riesenhaften Feuerwerk. Unvergeßlich am Abend darauf der Fackelzug durch die Straßen Nürnbergs. In Zwölferreihen! Wer da das Glück hatte, in der Mitte zu marschieren, der kam fast um in der Hitze der Unzahl von Fackeln.

Dann begann der Sonntag mit der gewaltigen Rundgebung im Luitpoldhain mit der gewaltigen Masse der SA. Überall verstreut unter den vielen Zehntausenden standen wir Studenten im Braunhemd. Ganz gleich, ob in den Stürmen Ostpreußens, ob mit den schwarzen Spiegeln Berlins. Ob vom Rhein, von München oder Sachsen, überall standen Studenten in den braunen Kolonnen.

Niemand hätte sie herauslesen können, so sehr waren wir verschmolzen mit der Menge der braunen Kämpfer aus dem ganzen deutschen Volk. So marschierten auch wir Studenten im Braunhemd in diesem Triumphzug durch die jubelnde alte Reichsstadt. Vorbei am Führer! Das war ein Erlebnis, das wir mit fortnahmen in unsern Kampf, das uns das kleine metallene Abzeichen dieses Parteitages zu einem bleibenden Ehrenzeichen werden ließ.

Im Laufe des Sommersemesters 1929 hatte ich Gelegenheit gehabt, Baldur von Schirach näher kennenzulernen. Da die Reichsleitung des Studentenbundes parallel zu seinem Anwachsen weitere Arbeitskräfte benötigte, war ich aufgefordert worden, in der Reichsleitung mit Beginn des Wintersemesters meine Tätigkeit aufzunehmen. Doch erst wenige Tage droben in der Schellingstraße 29 tätig, zwangen die Ereignisse mich auf ein ganz anderes Arbeitsgebiet.

Der Hochschulgruppenführer hatte an der Universität gewechselt und der neubestellte Kamerad war durch eine aus finanziellen Gründen eingelegte praktische Tätigkeit daran gehindert, nach München zu kommen. Die Angelegenheit wurde doppelt dringlich und akut, weil die Wahlen zur studentischen Kammer in München nach altem Herkommen im letzten Drittel des November stattfanden.

Ich war maßlos überrascht, als mich der Reichsführer rufen ließ und mir mit verblüffender Selbstverständlichkeit die Führung der Hochschulgruppe der Universität übertrug. Da ich damit zum erstenmal eine höchst verantwortliche Stelle im Studentenbund einzunehmen hatte, glaubte ich, Baldur v. Schirach Bedenken über meine genügende Erfahrung und Eignung äußern zu müssen. Der Reichsführer hatte ein entwaffnendes Lächeln auf all meine Einwände, es blieb bei seinem Befehl, und ich war lange genug SA-Mann, um die Haken zusammenzunehmen und an die Ausführung zu gehen.

Glücklicherweise kannte ich aus meiner Arbeit des Sommersemesters das Gros der Kameraden und ich hatte auch den großen Vorzug, das Vertrauen eines großen Teils dieser Prachtkerls zu besitzen. Im übrigen hatten wir auch auf langes Für und Wider nicht die allergeringste Zeit, denn innerhalb von drei Wochen war eine Wahl durchzuführen, in der wir gerade in München gut abzuschneiden hatten.

Es war selbstverständlich, daß Baldur v. Schirach von den Münchener Gruppen ganz besondere Leistungen erhoffte, da auf München das ganze Reich blickte und diese Zentrale der Grabmesser der ganzen Bundesarbeit schien. Wir Münchener Studenten waren uns keinen Augenblick darüber im Unklaren, wie ungeheuer schwer der bevorstehende Kampf war. Denn ein Vorfall, wie die Entwendung unserer Krankschleife und ihre Folgen für den Studentenbund war ein Beweis dafür, wie uneinheitslich und wie zersplittert unser Wollen war.

Das vornehmste Gebot für die Bewegung jener Tage war Propaganda allergrößten Stils. Es galt neben einer entsprechenden Flugblattpropaganda eine Versammlung großen Formats durchzuführen. Durch Vermittlung des Reichsführers war uns Adolf Hitler selbst als Redner

in Aussicht gestellt. Der historische Riesenraum des Bürgerbräus wurde gemietet und gut acht Tage vor der Wahl begannen wir bereits mit einer großzügigen Flugblattpropaganda. Geld hatten wir natürlich nicht, und lediglich der Kredit, den uns unser alter SA.-Drucker gewährte, verschaffte uns die Möglichkeit der Propagierung. Durch äußersten Kontakt mit meinen Kameraden und Unterführern wurde es möglich, den ganzen Studentenbund vom jüngsten Mitglied bis zum ältesten Examenssemester zur intensivsten Mitarbeit heranzuziehen. Jeder von uns wußte, es kommt auf jeden Mann an, unser Einsatz wird nicht umsonst sein, wir müssen und werden siegen.

Und nun türmten sich Hindernis um Hindernis um uns auf. Zuerst die Abjage des Führers, der dringend verhindert war. Baldur v. Schirach sprang ein und führte Telefongespräche nach Berlin. Dr. Goebbels wurde um seine Stellvertretung gebeten. Was schier unmöglich schien, gelang. Dr. Goebbels sagte zu. Zum erstenmal ging der Studentenbund daran, seine Versammlungen in großen roten Plakaten an Anschlagkäulen und -tafeln zu plakatieren.

Die letzten drei Tage vor der Versammlung, die am Vorabend der Wahl stattfand, trommelten wir am stärksten. Von 8—1 Uhr kamen die Zettelverteiler von der Universität nicht fort. Kein Student, der nicht wußte, wo und wann Dr. Goebbels sprach, kein Student und keine Studentin, die nicht die Listennummer des NSDStB. kannten.

Am Morgen des Versammlungstages erhielt ich auf der Reichsleitung des Studentenbundes, durch einen Pedell überbracht, eine dringende Vorladung vom Rektor. Ich war schon in SA-Uniform für den Abend gerüstet und da es mir mit an Zeit gebrach, um mich umzuziehen und zudem der Rektor auf mich wartete, begab ich mich, wie ich war, in die Universität und ließ mich melden. Es war das erstemal, daß ich im Braunhemd zu einer Audienz erschien, vielleicht, ja sicher, geschah dies zum erstenmal in München überhaupt.

Seine Magnifizenz der Rektor, den ich schon von früheren Besuchen her kannte und den ich menschlich bereits sehr schätzen gelernt hatte, war von seiten der Studentenschaft, die in jenen Tagen in ihrem Vorstand von streng reaktionären Vertretern zusammengesetzt war, über die Art der Propaganda fälschlich unterrichtet. Um die nationalsozialistische Werbung auszuspalten, war ein kurioser Wahlauschuß auf den famosen Gedanken gekommen, jede Flugblattpropaganda zu unterbinden, natürlich, weil man selbst zu einer solchen Werbung zu bequem war und überdies den bösen Nazis diese Werbemöglichkeit nehmen wollte. Mit leichter Mühe konnte ich den Rektor von der Unrechtmäßigkeit dieses Beschlusses überzeugen, und da er seinerseits einige Schärpen an unseren Handzetteln zu beanstanden hatte, kam mir ein guter Gedanke.

Die gesamten Gegner wiegten sich in dem Glauben, daß am Wahltag kein Flugblatt zur Verteilung gelangen würde. In der Erkenntnis der Bereitwilligkeit unseres Druckers, auch einmal eine Nacht durchzudrucken, erbat ich mir vom Rektor die Erlaubnis, an Stelle des von ihm beanstandeten Flugblattes ein neues zu drucken, dem wir als Text den

genauen Wortlaut des bereits vom Rektor genehmigten Wahlplakats zugrunde legten. Es kam uns hierbei weniger auf einen überscharfen Ton als auf die Tatsache eines Wahlflugblattes an sich an. Magnifizenz war so gütig, seine Genehmigung zu erteilen und der Drucker konnte an die Arbeit gehen.

Abends war der Riesenraum des Bürgerbräukellers von den Studenten der beiden Münchener Hochschulen überfüllt und lange Zeit vor Beginn wegen Ueberfüllung polizeilich gesperrt. Dr. Goebbels sprach: „Student und Staat“ war sein Thema.

Donnernd dröhnte das Beifallsgetrampel der Studenten immer wieder durch seine Rede und die Begeisterung wollte kein Ende nehmen als der kleine „große Doktor“ in einer meisterhaften Diskussion einen geistreichelnden Vertreter der Achnationalen zu einer lächerlichen Figur werden ließ.

Dieser Abend war die Basis unseres folgenden Wahlsieges. Und auch die Kassenwarte der beiden Gruppen konnten zufrieden sein, denn die Einnahmen dieses Abends deckten die gewißlich nicht geringen Propagandaunkosten des ganzen Wahlkampfes.

Der Wahltag selbst war ein nebliger Novembertag, der nur für kurze Zeit einmal die Sonne zum Durchbruch kommen ließ. Zwanzig Mann im Braunhemd hielten den ganzen Tag über mit Ablösung die Eingänge der Universität besetzt.

Die Augen unserer lieben politischen Gegner bekamen geradezu Stiele, als sie uns trotz Verbot von seiten des putzigen Wahlausschusses aus Leibeskräften unsere roten Wahlflugblätter verteilen sahen. Sie barstern gewissermaßen vor Wut, die Armen, und konnten uns nichts anhaben, denn wir waren ja so legal, wir verteilten ja gewissermaßen unter dem Schutz des Rektors. Unsere Freude wuchs, als am Spätmittag die marxistische Gruppe ebenfalls mit Handzetteln auftauchte, die aber nicht genehmigt waren, so daß wir nationalsozialistischen Studenten in der für 1929 eigenartigen Lage waren, gemeinsam mit den Pedellen der Universität kommunistische Zettelverteiler zu vertreiben und ihre Flugblätter restlos sicherzustellen. Jedenfalls hatten wir, als die Wahl abgeschlossen war, das befriedigende Gefühl, alles getan zu haben, was wir in diesem Kampf einsetzen konnten. Baldur v. Schirach, der genau die Verhältnisse kannte, sah mit großer Spannung dem Wahlergebnis entgegen, denn eine solche Studentenwahl bedeutete für die Gesamtbewegung bei günstigem Ausfall einen Auftrieb.

Als an diesem Abend das Wahlergebnis eine Verdoppelung unserer Stimmen und Mandate zeigte, machte uns der aufrichtige Dank des Reichsführers von Herzen froh und wir waren belohnt für die Mühen der letzten Tage.

Beschämenderweise ergaben die folgenden Verhandlungen, die der ersten Sitzung der neugewählten studentischen Kammer vorausgingen, das Bild einer Einheitsfront der Rechtsgruppen und katholischen Vereinigungen gegen den NSDStB. Durch parlamentarische Kuhhandel suchte man unsern Sieg, den wir ehrlich erobert hatten, umzufälschen und

unsern Einfluß durch Abstimmungsmanöver zu schwächen. Es war beschämend für die „auchnationalen“ Gruppen dieser studentischen Kammer, daß die marxistische „Münchener Post“ in einem längeren Artikel diese Stellungnahme gegen Nationalsozialisten lobend als „vernünftiges Handeln“ erwähnte. Wir Nationalisten prangerten diese Herrschaften mit ihrer marxistischen Begutachtung öffentlich an und erreichten es, daß die ehrlichen Elemente in ihren Kreisen sich Geltung verschafften und eine alsbaldige Kursänderung herbeiführten.

Im Dezember dieses Jahres hielt die Hochschulgruppe München an Stelle der sonst üblichen Weihnachtsfeier eine Dietrich-Eckart-Gedenkfeier ab, die dazu angetan war, das Andenken dieses tapferen Kämpfers und Dichters zu wahren und zu pflegen. Von dieser Zeit an ist es der Studentenbund gewesen, der alljährlich den Todestag Dietrich Eckarts beging und damit Pionierarbeit leistete.

Soweit hatten wir uns schon durchgesetzt, daß wir huldvollst in aller Form sozusagen hochoffiziell zur Reichsgründungsfeier in die Aula der Ludwigs-Maximilians-Universität gebeten wurden. Man hatte uns Karten für den Platz der Chargierten besorgt, und mir war es gelungen, durch einen freundlichen Kuhhandel die doppelte Anzahl der üblichen Karten zu erhalten. Denn es kam mir darauf an, der würdigen Festversammlung auf akademischem Boden möglichst viele Braunhemden vor die Nase zu stellen.

Der 18. Januar 1930 war ein klarer sonniger Wintertag. Als ich früh morgens durch die Straßen Schwabings ging, spürte ich recht in der morgendlichen Kühle, wie dünn so ein Braunhemd war, und den heißen Kaffee, den ich in aller Hast hinuntergeschluckt hatte, empfand ich doppelt wohltnend. Ich bog zur Schellingstraße ab und steuerte auf das Eckhaus Nr. 29 zu, in dem in den drei möblierten Zimmern der Geschäftsbetrieb untergebracht war, den wir so stolz mit dem Namen Reichsleitung belegten. Dort oben war schon ein geschäftiges Kommen und Gehen. Der Reichsführer, Baldur von Schirach, der der Feier beizuhohnen wollte, war schon in Uniform und wir sahen mit Respekt auf die Armbinde, die die drei Silberstreifen der Reichsleitung trug und auf seine hohen braunen Schaftstiefel, um die wir ihn gerade beneideten. Man telefonierte eifrig, denn wir waren übereingekommen, daß es einen bombigen Eindruck machen mußte, mit wehender Fahne an der Universität vorzufahren. Ein Gönner unter den Parteigenossen hatte uns auch sein Auto zur Verfügung gestellt, aber, sei es eine Panne, sei es eine Verhinderung, das Auto war abgesetzt und nun telefonierte man in ganz München umher, um einen repräsentativen Wagen billigst, d. h. umsonst zu bekommen. Die Bemühungen waren erfolgreich, ein anderer Wagen wurde zugesagt und hilfsreiche Hände verarbeiteten ein Fahnen Tuch zu einer möglichst auffallenden Rührerbede für den angeforderten Wagen.

Wenige Häuser weiter oberhalb vor der Schellingstraße 50 sammelte sich die Hochschulgruppe. Die Stimmung war bombig, denn nach dem schweren Kampf des Semesters machte dieser Aufmarsch in Uniform,

der ein äußeres Zeichen unserer Macht sein sollte, den Kameraden große Freude. Um möglichst zahlreich im Braunhemd zu erscheinen, hatte ich befohlen, daß jeder sich für diesen Morgen ein Braunhemd beschaffen müsse, denn eine Reihe von Jungkameraden verfügte noch nicht über ein Braunhemd und eine Anzahl von Examenskandidaten war gar nicht in der SA. Aber wozu gab es denn die SA.-Kameradschaft? Gern und willig hatten die Kameraden aus den Stürmen, in denen wir Studenten unsern SA.-Dienst taten, für diesen Morgen ihre Uniform an uns abgetreten. Viele paßte dieses geliebte Braunhemd wie angemessen. Andere aber sahen geradezu scheußlich aus, insbesondere ein kleiner Mediziner, der in der Eile ein Braunhemd erwischt hatte, das einem kräftigen Mehrgesellen gehörte, so daß es ihm wie ein Mantel umhing und die kleinen Arme in den Riesenärmeln völlig verschwanden. Der gute Kerl kam sich totunglücklich vor in dieser Kriegsbemalung und machte ein so trauriges Gesicht, daß ich mich seiner erbarmte, und ihn in die Reichsgeschäftsstelle der Partei, das Haus, vor dem wir uns sammelten, hineinzog. Dort bei der Wache saß einer der kleinsten SA.-Leute von München. Nach einem kurzen Palaver fand ein Garderobewechsel statt. Jetzt sah der kleine Mediziner, dem auch dieses Braunhemd noch mächtig weit war, einigermaßen manierlich aus. Er lachte mich dankbar und vergnügt an und paßte sich damit endlich der Feststimmung an.

Draußen erwartete mich eine neue Schwierigkeit. Die SA. hatte uns ausnahmsweise für diese Feier in der Universität an Stelle der üblichen Sturmflagge eine Standarte zur Verfügung gestellt. Es war die alte Standarte vom Marsfeld, deren Adler massiv gegossen war und der Standarte ein überaus stattliches Gewicht verlieh. Dieser gute Adler war in Wind und Wetter angelaufen, was den baumlangen SS.-Kameraden, der die Standarte zu tragen hatte, veranlaßte, mit Ala und ähnlichen Scheuermitteln dem Adler zu neuem Glanz zu verhelfen; ein Unternehmen, das durchaus glückte und der ganzen Standarte zu neuem Glanz verhalf. Jetzt wurde es aber höchste Zeit, zur Universität abzurücken. Kurz vor dem Abmarsch gab es einen Zwischenfall. Ein besonders anhänglicher SA.-Kamerad stellte sich mit Braunhemd zur Verfügung, denn er versprach sich von diesem Aufmarsch in der Universität besondere Reize. Seine Bitten waren so dringend, daß ich beschloß, dem Jungen die Freude nicht zu verderben. Mit Halloh wurde der neue Kommilitone eingegliedert und hilfsbereite Kameraden reichten ihm eine Hornbrille, um ihm den notwendigen studentischen Anstrich zu verschaffen. Auf unserem Marsch sahen wir die Wagen der studentischen Korporationen mit heraushängenden Verbindungsfahnen an uns vorüberfahren. Diesmal ohne gemischte Empfindungen, denn wir verfügten ja nunmehr auch über solch ein Vehikel, und an Stelle dieser Fahnen trat die historische Marsfeldstandarte.

In der Universität drängten sich bereits die Massen. Die zwanzig Kameraden, denen ich mit List und Tücke einen besonderen Ausweis für den Hauptraum der Aula besorgt hatte, standen am Haupteingang der

Universität zum Empfang des Reichsführers bereit. Charge um Charge fuhr vor, Säbel rasselten, Sporen klirrten, Fahnen trug man durch die Tore, in den langen Gängen ordneten sich die Chargen. Festordner gaben mehr oder weniger sinnvolle Befehle und eine dieser Anordnungen ging dahin, unsere Standarte ganz hinten gewissermaßen dem Zuge anzuhängen. Mit aller notwendigen Entrüstung protestierte ich gegen diesen späßigen Paragraphen und teilte diesen Herren so liebenswürdig wie möglich mit, daß wir uns in der Mitte zwischen dem Waffenring und den katholischen Verbindungen genau so wohl fühlen würden. Dies in Freundschaft, aber in aller Eindeutigkeit. Nunmehr war man verständig genug, unserer Standarte den ihr gebührenden Platz einzuräumen. Rasch gings wieder hinaus auf den Platz vor der Universität, und kaum hier angekommen, wurde bereits das Auto des Reichsführers gesichtet. Es kam mit dem notwendigen Tempo herangebraust, so daß einige behelmte Schutzleute bereits Miene machten, unsere Auffahrt zu behindern. Die leuchtende Hakenkreuzfahne als Rühlertuch vorne am Auto, die SS.-Begleitung des Reichsführers und die Standarte, gehalten von dem stämmigen SS.-Kameraden, brachten sie von diesem Vorhaben ab. So klappte die Auffahrt vorzüglich.

Der große Raum der Aula war gefüllt bis zum letzten Platz. Der Reichsführer, Baldur von Schirach, hatte sich zum lebhaften Entsetzen gewisser Ehrengäste in voller Uniform auf den Senatsstuhl des Studentenbundes niedergelassen. Auf den Rängen waren überall die Kameraden des Studentenbundes im Braunhemd verteilt. Unten bei den Abordnungen der Korporationen standen meine zwanzig Männlein als hübsch kompakte Gruppe und warteten mit mir der Dinge, die da kommen sollten. Die Chargen marschierten ein, links herum der Waffenring, rechts herum die katholischen Korporationen und in der Mitte stand, gewissermaßen als Kernstück des Ganzen, unsere Standarte. Sehr nahte der Zug der Professoren und besonderen Ehrengäste, an der Spitze der Rektor im Ornat mit goldener Kette. Die Fahnen erhoben sich zum Gruß, und die Standarte stand unter „Stillgestanden“. Man nahm Platz und die Feier begann. Kurz vor Ende der Feier winkte mich Baldur von Schirach heran und teilte mit, daß unter den Gästen der Universität sich Herr von Rahr befinde, der Mann, der im November 1923 den Führer und die Bewegung verriet. Des Reichsführers Plan war gefaßt. Er ließ sich von mir das Kommando übertragen und während die letzten Akkorde der Schlußmusik durch den Saal klangen, gab ich das Kommando durch: „Jeder hört auf das Kommando des Reichsführers!“ Der Befehl ging von Mann zu Mann. Ein leichtes, fast unmerkliches Nicken der Kameraden, sie hatten verstanden. Musik klang auf, der Zug der Professoren und Ehrengäste bildete sich und schritt würdevoll, den feierlichen Klängen der Musik angepaßt, hinaus. Der Reichsführer stand neben uns und klar kam sein Kommando „Stillgestanden“. Der riesige SS.-Mann präsentierte die Standarte, indes die Professoren vorüberzogen. Ich sah dem Zug der Ehrengäste entgegen und spähte nach Rahr aus, den ich selbst nicht kannte. Da klang messer-

scharf der Befehl Schirachs: „Rührt Euch!“ Das Kommando klappte vorzüglich. Dumpf dröhnte das Stampfen von 20 Füßen und das krachende Aufstoßen der schweren Standarte auf dem Boden. Rings überraschte Gesichter, auf den Galerien beugte man sich neugierig vor und jetzt wußte ich auch, wer Herr von Rahr war. Ein kleines, dickliches Männchen, dessen Hals und Kopf aus einem Stück zu bestehen schienen. Beides puterrot, teils aus Aerger, teils aus Überraschung und Angst. Mir schien es fast, als wäre er aus dem Schritt gekommen, so sehr strebte er der rettenden Flure zu.

In dem Augenblick, in dem der kleine Mann an unserer braunen Front vorüber war, kam das Kommando des Reichsführers wie aus der Pistole geschossen: „Stillgestanden!“ Ein Ruck, die Standarte präsentierte, die Front der Studenten im Braunhemd stand in straffer Disziplin, in Achtung vor den Gästen der Universität. Nur um die Mundwinkel zuckten verräterische Anzüge eines Lächelns. Das war die Freude über diese Kommandos an dieser Stelle, die Freude, den Verräter von 1923 mit der Mißachtung bedient zu haben, die derartigen Leuten zukommt, die Freude darüber, die ehrwürdige Marsfeldstandarte davor bewahrt zu haben, sich grüßend zu erheben.

Der „Völkische Beobachter“ hatte am andern Tage die Überschrift „Herr Rahr von deutschen Studenten gemäßigelt“. Das war die Einleitung zu einem Kampf, der größte Schwierigkeiten bot, den wir in den nächsten Wochen durchzuführen hatten.

Nicht lange danach erhielt ich eine Vorladung, mich beim Rektor umgehend einzufinden. Hier zeigte es sich, daß die Universität in dieser Zurechtweisung dieses Menschen, der die Freiheitsbewegung verraten hatte, formal die Beleidigung eines Gastes der Universität erblickte. Da der Reichsführer zu dieser Zeit an der Münchener Universität nicht immatrikuliert war, hielt die hohe Behörde sich an mich als zuständigen Hochschulgruppenführer. Trotz der Erklärung des Reichsführers, daß er sich Herrn von Rahr zur Verfügung halte, hielt sich die Universität an den Studentenbund und meine Person. Es waren dabei Kräfte am Werke, die ihren Sitz in der Bayerischen Volkspartei und liberalen Gruppen hatten. Die erfolgreiche Politik des Studentenbundes in München veranlaßte diese Herrschaften, den vorliegenden Fall zum Anlaß eines Verbotes zu nehmen. Tägliche Vernehmungen beim Rektor mit amtlichen Stenogrammen ergaben immer das gleiche Bild, ich betonte, das Führerprinzip, das mich verpflichtete, dem Befehl meiner vorgeordneten Dienststelle Folge zu leisten. Nachdem eine größere Anzahl solcher Vernehmungen gleichmäßig ergebnislos verliefen, fand die hochnotpeinliche Senatsitzung über diesen Fall statt.

Da ich selbst studentischer Vertreter dieses Senats war, und schon häufig in dem laufenden Semester an solchen Sitzungen teilgenommen hatte, waren die meisten der Herren Professoren aufs äußerste überrascht, als seine Magnifizenz der Rektor nach Verlesung des Tatbestandes mir gewissermaßen als Angeklagten das Wort erteilte. Man sah den würdigen Gelehrten an ihren entsetzten Gesichtern deutlich an,

wie peinlichst berührt sie waren, daß ein Mensch in dunklem Abendanzug mit nicht unschicklichem Benehmen und gestärktem Kragen einer solch verkommenen Sorte von Menschen angehörte, wie es Nationalsozialisten in der Meinung dieser gelahrten Häupter eben waren.

Die studentischen Vertreter, sieben an der Zahl, waren, gelinde gesagt, zu schüchtern, um mir die geringste Unterstützung zu gewähren. Von den über 30 Professoren war außer dem Rektor und dem Syndikus kein Mensch, der das geringste Mitempfinden in dieser Angelegenheit hatte. Laten von Nationalsozialisten waren von vornherein verwerflich und zu bestrafen.

Einige Herren der theologischen Fakultät übelster Zentrumsrichtung eiferten gleich Fanatikern. Während ich ihnen auf ihre spitzigen Fragen Rede und Antwort stand, blieb mir noch Zeit, über christliche Nächstenliebe in Theorie und Praxis bei ihren berufenen Vertretern nachzudenken. Ich gab mir alle Mühe, bei einem Teil der Senatsvertreter Verständnis für einen Befehl und seine Ausführung wachzurufen. Eiferern, wie diesen christlichen Herren gegenüber waren solch soldatistische Anschauungen wegen ihrer mangelnden Sachkenntnis müßig.

Bei dieser Verteidigung war ich mir bewußt, daß es um die Existenz unserer Münchener Hochschulgruppe ging, war ich mir darüber klar, daß der Führer gerade in München keine verbotene Studentengruppe gebrauchen konnte. Das ließ mich aushalten und die jesuitischen Fragen mit der nötigen Geistesgegenwart und der gehörigen Portion Ironie beantworten. Schließlich waren auch die neugierigsten der Herren des Fragens müde, und indes die hohen Richter über das Urteil brüteten, hatte ich im Vorraum Gelegenheit, mir mancherlei im Gedächtnis einzugraben.

Als im Juni dieses Jahres die Bayerische Volkspartei und das Zentrum das Schicksal der Selbstauflösung erreichte, habe ich mit freudiger Genugtuung dieser schwarzen politischen Geschäftemacher gedacht, die im Januar 1930 mit erbarmungsloser Gehässigkeit die Studenten Adolf Hitlers verfolgten.

Die Tür des Senatszimmers öffnete sich und heraus kam das ganze Gremium kleiner und großer Richter mit undurchsichtigen Gesichtern. Lag in den Mienen der Herren von der Bayerischen Volkspartei nicht so etwas wie verhaltener Grimm? Und sah nicht eine Reihe harmloser Professoren jovial zu mir herüber?

Jetzt erschien der würdige Kopf des Rektors selbst im Rahmen der Tür, ein prüfender Blick traf mich, und indes die übrigen hinausritten, winkte der Rektor mich hinein, und es war mir überaus wohltuend, nach dem häßlichen Bild, das „auchkatholische Theologen“ zuvor geboten hatten, diesem als Führer und Lehrer hochstehenden Menschen gegenüberzustehen, der mir in gütigen Worten das milde Urteil mitteilte, das sicherlich zum größten Teil durch seine Fürsprache, durch sein Eingreifen zustande gekommen war. Braunhemdverbot in der Universität für die wenigen Wochen des ausgehenden Semesters.

Wie mir der Rektor versicherte, war es mir gelungen, in dieser Senatsitzung einem Großteil von völlig falsch unterrichteten Professoren ein gänzlich neues unendlich besseres Bild vom Studentenbund zu vermitteln. Die geringe „Strafe“, die eine Formalität an sich bedeutete, hatte als Äquivalent den ungleich höheren Gewinn, des Interesses, ja der Sympathie von Professoren und der unbedingten Zuneigung des Rektors selbst.

Wieder einmal hatten wir den Beweis erbracht, daß ruhiges, überlegtes Handeln uns in der Auswertung unserer Erfolge von größtem Nutzen war. Mit Dankbarkeit ergriff ich die Hand dieses Rektors, der, ohne bewußt Nationalsozialist zu sein, es innerlich viel mehr war, als so viele eingeschriebene Mitglieder es sein konnten. Daß Gruppe und Führung bei uns eine Einheit bildeten, konnten wir kurze Zeit später beweisen; den Dank, den ich in diesen Händedruck legen konnte, gab der Studentenbund in seiner Gesamtheit wenige Tage später in anderer Form.

Mitte Februar 1930 bot sich hierzu die allerschönste Gelegenheit. Der Rektor beging seinen 60. Geburtstag, und die Studentenschaft gedachte, ihn durch einen Fadelzug zu ehren. Man trat auch an den Studentenbund heran mit der Bitte um Teilnahme. Etwas kurzfristige Kameraden wandten sich in aller Schärfe gegen eine solche Teilnahme, da sie in dem Rektor in Ankenntnis der Dinge auf Grund des Braunhemdenverbotes einen „Nazistresser“ zu erblicken glaubten. Ich ließ mich aber nicht beirren und sagte für den Studentenbund zu, denn ich versprach mir in dieser Angelegenheit einen doppelten Erfolg.

Am Abend des Fadelzuges versammelte sich der Studentenbund mit rund 100 Braunhemden auf dem Sammelplatz der am Fadelzug teilnehmenden Verbände. Die Festordnung, die als Sperrdruck den Vermerk trug, „die Reihenfolge des Zuges ist strengstens einzuhalten“, ließ den Studentenbund an der Spitze des zweiten Teiles des Fadelzuges gleich hinter der zweiten Musikkapelle marschieren. Wir freuten uns schon darauf, hinter der Reichswehrkapelle marschieren zu können, aber an Stelle schmuder Reichswehrsoldaten fanden wir zivile Musikkanten; denn die Reichswehرداریstelle war von unserer Teilnahme verständigt und hatte ihre Soldaten in Zivil gesteckt, denn Reichswehrsoldaten und unsere Hakenkreuzfahne, das wäre zuviel gewesen für die Republik von Weimar!

Indessen wir die Fadeln anzündeten, setzte sich der erste Teil des Zuges, die Korporationen, in Bewegung. Und ehe wir es uns versehen hatten, war die Kapelle, die laut Festordnung genau vor uns zu musizieren hatte, fortgewinkt und marschierte nun, kaum noch vernehmbar, ganz weit vorn. Der Umstand war doppelt schwerwiegend, da eine glatte Schneedecke die Straße bedeckte und ein Marschieren ohne Rhythmus der Musik ein Durcheinander abgeben mußte.

Wir mußten uns zu helfen, indem wir die mangelnde Musik durch kernigen Gesang durchaus ersetzten. Als Uebergang war ein allgemein vaterländisches Lied, und dann ging es los. „Brüder aus Zechen und Gruben“, „Wir sind das Heer vom Hakenkreuz“, usw. In tadelloser

Marßordnung, im Rhythmus unserer Lieder marßierten wir mit wehender Hakenkreuzfahne im flammenden Fackellicht die Ludwigstraße herauf.

Nicht lange und es erschien ein Feßfordner, der im Auftrage der hohen Leitung uns bat, unsern Gefang einzustellen. Als Antwort hielt ich dem jungen Mann die „streng einzuhaltende Feßfolge“ unter die Nase, und ersuchte um das Marßieren der Musik an vorgeschriebener Stelle, bis dahin wären wir so frei, weiterzusingen.

Der Bote ging und kam nicht wieder, ein Umstand, der die Lautstärke unseres Gefanges noch steigerte.

Am Odeonsplatz sahen wir zu unserer Rechten plötzlich eine Gruppe von Menschen mit erloschenen Fackeln stehen, in denen wir zu unserer nicht geringen Freude die Vertreter der jüdischen Korporationen erkannten. Den Herren war unsere Hakenkreuzfahne und unser leicht antisemitischer Gefang peinlich geworden; sie waren ausgetreten und standen nun wie die betrüßten Lohgerber am Wege. Der Studentenbund marßierte mit dem schönen Liede „Hakenkreuz am Stahlhelm“ zackig an diesen Deutschen Studenten vorüber, und man konnte den Gesichtern der Studenten im Braunhemd ansehen, welchen Spaß sie dabei hatten.

Nicht weit von der Wohnung des Rektors hatten wir noch das Vergnügen, an der Wohnung des Reichsführers von Baldur v. Schirach den Vorbeimarß abgenommen zu erhalten. Nach diesem Extravergnügen marßierten wir am Hause des Rektors vorüber, wobei die zivile Reichswehrkapelle verständnisvoll die „Giovinezza“ spielte. Magnifizenz stand barhäuptig mit seinem weißen Kopf am Fenster und winkte uns so herzlich und anhaltend zu, daß wir es alle spürten, wie menschlich berechtigt diese Ehrung war.

In der Erkenntnis etwaiger Beschwerden von seiten der jüdischen Studenten hatte ich mich bei der Studentenschaft mit aller notwendigen Entrüstung wegen der Nichteinhaltung der Feßfolge beschwert. Man suchte mich zu beruhigen und mich darauf hinzuweisen, wie propagandistisch unser Gefang doch für uns gewesen sei. Unnötig zu sagen, mit welchem maßlosen Erstaunen ich dieser eigentümlichen Anschauung über unsere Rektorehrung entgegentrat. Daß wir diesen Marß durch die Straßen Münchens im Braunhemd in unserer Presse entsprechend zur Wirkung brachten, ist nur natürlich.

Erfreulicherweise fielen unsere Gegner hier herein, indem sie in Unkenntnis der genauen Sachlage in der Münchener Post, dem weiland führenden marxistischen Organ von Bayern, einen dummen Artikel veröffentlichten. Diese Marxisten hatten nämlich von einem Braunhemdverbot etwas gehört und glaubten, wir hätten entgegen diesem Verbot im Zuge marßiert. Der feine Unterschied, daß sich dieses Verbot lediglich auf den Boden der Universität bezog, war diesen nicht allzu begabten Journalisten nicht aufgegangen.

Strafe aber muß sein, und deshalb sandten wir diesem Schriftleiter eine entsprechende Berichtigung zu, die ihren peinlichen Irrtum zum

Ausdruck brachte. Da wir auch die akademische Behörde zu unserer Rechtfertigung um eine Richtiggstellung angingen, blieb den Jüngern Marg nichts übrig, als ihre Blamage in ihrer eigenen Zeitung zu veröffentlichen. Höchst fatal, bemerkte Schlich, diesmal aber nicht für mich! Womit unser Wintersemester mit einem mehr als interessanten Kampf einen humorvollen Abschluß fand.

Das nun vor uns liegende Sommersemester sollte dazu angetan sein, die von uns errungene Stellung in entsprechender Weise auszubauen. Wir hatten einen tadellosen Arbeitsplan fertiggestellt, der aber erst nach den ersten Wochen des Semesters, das heißt nach Einarbeitung der betreffenden Kameraden in Frage kommen konnte. Da ich einen entsprechenden Semesterauftakt dringend brauchte, der auch in der Öffentlichkeit über genügend Resonanz verfügte, gedachte ich unsere kulturellen Interessen durch einen literarischen Abend größeren Stils durchzuführen.

Der Reichsführer, dem ich diesen Gedanken vortrug, ging erfreut darauf ein, stellte sich selbst mit einer Reihe von noch nicht veröffentlichten Gedichten zur Verfügung und glaubte Dr. Goebbels für eine Lesung aus dem „Michael“ gewinnen zu können. Als bald ging ich daran, einen entsprechenden Saal zu mieten, und eben wollten wir die Plakate drucken lassen als mir Baldur von Schirach mitteilte, daß leider Dr. Goebbels dienstlich verhindert sei.

Solche Absagen gewöhnt, sah ich mich nach einer Stellvertretung um, und wir fanden sie in der Person des Pg. Stolzinger-Cerny vom Völkischen Beobachter, der sich in liebenswürdiger Weise bereit erklärte, an unserm Abend aus seiner Dichtung „Mammon Imperator“ zu lesen.

Nun galt es noch eine große Schwierigkeit zu lösen, eine Verbindung zwischen den so wesensverschiedenen Dichtungen Schirachs und Stolzinger-Cernys zu finden. Baldur von Schirach glaubte schon, daß an dieser Schwierigkeit die ganze Veranstaltung scheitern würde, als mir ein guter Gedanke kam. Ich sehe noch das erstaunte, verwunderte Gesicht des Reichsführers, als ich ihm kurzerhand einen geeigneten Sprechchor vorschlug. „Wir haben nur vier Tage Zeit und wo wollen Sie den Sprechchor überhaupt hernehmen?“ war seine Entgegnung, das wußte ich auch noch nicht recht; ich lächelte aber vielsagend und versprach lediglich, bereits in drei Tagen, am Tage vor der Aufführung selbst, ihm diesen Sprechchor vorzuführen.

Gesagt, getan; ich enteilte zum St.C. in die Universität, wo ich den versammelten Kameraden mit einer Miene, mit der man etwa liebe Freunde zu einem Bowlenabend einlädt, die Frage stellte, „wer von Euch hat heute nachmittag frei?“

Mit Ausnahme der wirklich mit Seminararbeit Ueberhäuften und einiger ganz Vorsichtiger meldeten sich voll freudiger Ueberraschung fast 40 Kameraden. Ich ließ ihre Namen als vorsichtiger Mann sofort aufschreiben und teilte dann zu ihrer allergrößten Verwunderung mit, daß sie nunmehr ordentliche Mitglieder des Sprechchors der Hochschulgruppe München Universität seien. Ich schnitt das aufgeregte Durcheinander-

fragen mit der freundlichen Bemerkung ab: „Heute mittag 2 Uhr s. t. im Steinidsaal zum Leben, Heil Hitler!“

In der Zwischenzeit gingen wir daran, einen geeigneten Text zu einem Sprechchor aufzustöbern. Nach einigem Suchen fanden wir die „Vision“ von Otto Bangert als geeignet, da ich aber unmöglich von einem noch völlig ungeschulten Sprechchor in vier Tagen die Beherrschung des umfangreichen Stoffes verlangen konnte, galt es, den Text zu vervielfältigen, kleine Streichungen vorzunehmen und vor allen Dingen größere Stellen einer Einzelstimme der Sicherheit halber zu übertragen.

Diese Einzelstimme fand sich auch glücklicherweise bald. Kam. Körber, der jetzige Presseschef des Reichsjugendführers, der damals im Sommer 1930 auf der Reichsleitung des Studentenbundes arbeitete, verfügte über eine tadellose Sprechtechnik, so daß ich ihm voll Begeisterung die Einzelstimme übertrug; ein Unternehmen, das er zur allergrößten Zufriedenheit durchzuführen verstand.

Mittags um 2 Uhr im Steinidsaal hub ein eifriges Leben an. Nach dem Motto: Freiheit steh mir bei! übernahm ich, ohne jemals etwas Derartiges geleitet zu haben, die Leitung des Chores. Es kostete viel Schweiß und Mühe, aber die Kameraden gingen fabelhaft mit, so daß ich es drei Tage später riskierte, den Reichsführer zu bitten, sich unsere Leistung einmal anzuhören.

Er kam mit höchst gemischten Gefühlen und verließ uns tief befriedigt, denn mit Hilfe unseres Idealismus hatten wir eine ganz nette Leistung hinter uns gebracht. — Der Abend selbst verlief vorzüglich, und war dazu angetan, den Ruhm unseres Sprechchors unter die Leute zu bringen. — Die Leute meldeten sich auch schon bald. Leutnant Heines, unser alter Bekannter, erschien als Propagandaleiter des Gaues Münchener-Oberbayern und ließ sich den Sprechchor vorführen. Er gefiel ihm, bei einem zweiten Besuch brachte er einen zünftigen Schauspieler mit, der, nachdem er erfahren hatte, wie jung dieser Sprechchor war, die Leistungen für recht beachtlich erklärte.

Wenige Tage später fand die alljährliche Mitgliederversammlung der Partei in festlichem Rahmen in der Tonhalle in München statt, und wir waren dazu ausersehen, mit unserm Sprechchor den Rahmen zu bereichern. Die erste Probe in dem großen Raum klappte tadellos, über der Generalprobe aber stand ein böser Stern.

Mitten in unsern Proben kam der Gauleiter Adolf Wagner mit Dr. Goebbels hinein. In der plötzlichen Aufregung gab es Schnitzer und Dr. Goebbels, der von Berlin gute Sprechhöre gewöhnt war und den Bayern in dieser Hinsicht nicht allzuviel zutraute, hatte abgewunken und der Gauleiter, hiervon beeindruckt, blies unsern Chor ab. Damit war unser Engagement beim Teufel, wenn ich auch der festen Überzeugung war, daß nach der verunglückten Generalprobe die Aufführung bestimmt geklappt hätte.

Hartnäckig, wie wir nun einmal von Natur aus waren, ließen wir nicht locker, und am Ende des Semesters, als einmal der Gauleiter in unserer Versammlung zu den Münchener Studenten sprach, überraschten

wir ihn kurzerhand mit unserem Sprechchor und brachten es mit einer wirklich guten Wiedergabe von Dietrich Eckards Sturmlied zur restlosen Anerkennung Adolf Wagners.

Im immer stärkerem Maße, mit über 70 Prozent befand sich der Studentenbund in der SL und SS. Es war herrlich zu dieser Zeit, wo noch etwas dazu gehörte, SL-Mann zu sein. Unvergeßlich ist mir aus diesem Sommer ein SL-Aufmarsch in Ingolstadt. Mit Schnell-Lastwagen ging es Samstags spät nachmittags hinaus und bei Einbruch der Dunkelheit kamen wir in Ingolstadt an. Den Aufmarsch leitete am selben Abend ein großer Fadelzug durch Ingolstadt ein, der andere Morgen verlief mit Gottesdienst und Exerzieren programmäßig und mittags fand der bei solchen Aufmärschen traditionelle Marsch durch die Stadt mit anschließendem Vorbeimarsch an der Führung statt.

Bis dahin hatte der Wettergott ein Einsehen gehabt, aber kaum waren wir an der Peripherie der Stadt zum Marsch angetreten, kaum hatte sich die Marschsäule in Bewegung gesetzt, da prasselte ein Gewitterregen herunter, ein Wolkenbruch, der eine wahre Wasserflut auf uns herabwarf.

Es verschlug einem für den Augenblick fast den Atem, so klappte uns das Wasser ins Gesicht. Im Augenblick waren wir bis auf die Haut durchnäßt; in den Stiefeln quietschte das Wasser bei jedem Schritt, wie eine Lähmung war es uns in die Glieder gefahren.

Da klang ohne Kommando, dem Unwetter zum Trost, Gesang aus der Kolonne auf. Das Lied war wie eine Erlösung. Mit einer Inbrunst geradezu wurde der Gesang von allen Stürmen aufgenommen, und von diesem Augenblick an war uns das Wetter wurscht. Wir marschierten und schmissen die Beine, daß das Wasser in den Pfützen spritzte. Und als nach wenigen Minuten der Regen, so rasch wie er gekommen war, wieder aufhörte, und die Sonne wieder aus den Wolken hervorkam, da war unsere gute Laune längst wieder hergestellt.

Als dazu noch die Nachricht durchgegeben wurde, der Führer selbst ist gekommen und nimmt den Vorbeimarsch ab, da achtete kein Mensch mehr auf seine nassen Kleider, sondern nur noch auf Strammheit und Richtung im Glied. Es war der schönste Vorbeimarsch vor dem Führer, den wir je erlebten.

Die Bewohner der Stadt, die uns vorher kühl behandelten, die kaum Interesse für uns zeigten, waren durch unseren Gesang in diesem Unwetter wie umgewandelt. Die Fenster öffneten sich überall, jubelnde Zurufe wurden laut, Tücher wurden geschwenkt, und wir wurden geradezu mit Blumen, die aus den regennassen Gärten gepflückt waren, überschüttet. Dann kam der Vorbeimarsch am Führer. Er klappte wie kaum jemals. Jeder SL-Mann nahm sich doppelt und dreifach zusammen, und es war uns allen, als ob der Führer nach dieser Leistung jeden einzelnen von uns anerkennend und froh ins Auge gesehen hätte. Diese innere Freude ließ uns auch später die nächtliche Rückfahrt im Lastwagen mit regenfeuchten Kleidern gut überstehen, und ließ uns diesen Tag zu einer der schönsten Erinnerungen unserer ganzen SL-Erlebnisse werden.

Hochschulpolitisch galt es noch einmal größten propagandistischen Einsatz; die Technische Hochschule hatte ihre Studentenkammer aufgelöst und Neuwahlen ausgeschrieben. Diesmal war uns das Glück hold, der Führer selbst kam als Redner und die Bürgerbräuerversammlung wurde für alle Kameraden des Studentenbundes zu einem ungeheuren Erlebnis, und zum Ansporn, am Wahltage selbst die letzte Kraft einzusetzen.

Der Erfolg war durchschlagend, unser Einfluß an der Technischen Hochschule außerordentlich gewachsen. Allein dieser Sonderwahlkampf erforderte einen Einsatz aller Kameraden, denn lediglich an Handzetteln wurden in wenigen Tagen über 40 000 an den Münchener Hochschulen verteilt.

Wenige Tage später fuhren wir nationalsozialistischen Studenten zur Sonnenwendfeier mit unseren Stürmen nach Ruffstein in Oesterreich hinein. Das Braunhemdverbot der Bayerischen Regierung ließ uns die Fahrt in der Lastwagenkolonne im weißen Hemd auch durchführen. Im Rucksack war unser Braunhemd und unsere SA-Mütze. Mit Jubel fuhren wir über die österreichische Grenze, 200 Meter hinter dem Schlagbaum auf österreichischem Boden wurde Halt gemacht und 10 Minuten später stand unsere ganze Standarte im Braunhemd, in Dienstanzug angetreten. Mit Gesang ging es nach Ruffstein hinein und wir erlebten dort oben in den Bergen eine Sonnenwendfeier, die uns unvergeßlich geblieben ist.

Ein riesiges Hakenkreuz aus gewaltigen Baumstämmen zusammengefügt, wies uns als flammendes Fanal von Bergeshöhe herab den Weg. Die Feuerrede hielt unser alter Standartenführer Hans Zöberlein, derselbe Hans Zöberlein, der der Bewegung, dem deutschen Volke sein herrliches Kriegsbuch „Der Glaube an Deutschland“ schenkte. Die Erinnerung an diese Sonnenwendfeier, zu der uns unsere österreichischen Kameraden eingeladen hatten, zu der sie uns auf österreichischem Boden die Möglichkeit schenkten, ungestraft unser Braunhemd zu tragen, erfüllt uns heute, wo eine wahnwitzige Regierung aus dem damaligen Asyl eine Stätte der Verfolgung machte, mit Wehmut, aber auch gerade auf Grund unserer damaligen Erfahrungen mit der festen Hoffnung, daß der Nationalsozialismus in diesem gesegneten Land über kurz oder lang doch zur Macht kommt.

In all diese Ereignisse fällt inmitten intensivster Arbeit auch die eine oder andere humorvolle Episode.

Die Hochschulgruppe Universität verfügte trotz ihrer schon zahlenmäßigen Stärke immer noch über nur sehr geringe Geldmittel, ein Mangel, der sich auch in unserem Bürobetrieb auf das empfindlichste zeigte. Als Geschäftsstelle diente meine Studentenbude, aber eine Schreibmaschine besaßen wir, wie gesagt, nicht.

Nun verfügte die Reichsleitung des Studentenbundes über drei solcher Maschinen, die allerdings zum Teil große Mängel aufwiesen. Neben der kleinen Privat-Schreibmaschine des Reichsführers verwandte man als Prachtstück der Sammlung eine uralte Adler, daneben gab es noch aus einer mildtätigen Stiftung eine Continental-Maschine etwas

neueren Datums, die aber kein Farbband mehr besaß. Nun stellte ich die nicht unbescheidene Bitte, uns diese dritte Maschine, für die wir ein Farbband kaufen wollten, zur Verfügung zu stellen. Der Herr Reichsgeschäftsführer des Studentenbundes, eine recht ökonomische Natur, verlangte dafür einen Mietzins, der unsere Mittel bei weitem überschritt.

Wir faßten uns in Geduld und eines Mittags war es soweit. Der Zufall wollte es, daß ich mit einem meiner Mitarbeiter auf der Reichsleitung etwas in der geschäftsfreien Mittagsstunde dienstlich zu erledigen hatte. Während ich einige Unterschriften erledigte, machte sich mein Begleiter an der uralten Adlermaschine, dem Pracht- und Gebrauchsstück der Reichsleitung, zu schaffen.

Auf einmal gab es einen Krach und mein Kamerad und zunächst auch ich selbst glaubten, daß das gute Stück zum Teufel sei. Eine nähere Untersuchung aber ergab, daß lediglich das Laufrad vom Schlitten gegliitten war und nur darauf wartete, wieder auf die Lauffschiene aufgesetzt zu werden. Wir taten es aber nicht und darauf basierte unser Kriegsplan.

Als wir uns nach der Mittagsmahlzeit wieder auf die Reichsleitung hinaufbegaben, herrschte dort Heulen und Zähneklappern. Die Schreibmaschine sei kaputt! So empfing man uns bereits tiefbetrübt an der Tür. Da keiner der Bürogewaltigen tiefere Maschinenkenntnis besaß, hielten alle den Fehler an der Maschine für sehr ernsthaft. Wir hielten uns mit Mühe ernst, machten bedenkliche Gesichter und erklärten uns schließlich bereit, das kostbare Exemplar von einer Schreibmaschine auf unsere Kosten wieder herstellen zu lassen, wenn man uns ohne Vergütung die dritte farbbandlose Maschine überlassen würde. Hocherfreut willigte man ein, zur Vorsicht ließ ich mir die Zusicherung schriftlich geben, und nun frugen wir die Maschine behutsam wie eine teure Leiche aus dem Hause. Unten verladen wir die Maschine auf ein Fahrrad und fuhren sie hinweg.

Nach einer Zeitspanne, die uns glaubwürdig erschien, kehrten wir zurück, hoben im Hausflur das Laufrad wieder auf seine Schiene und brachten die so wieder hergestellte Maschine der hochbeglückten Reichsleitung zurück. Wir ertrugen auch das mitleidige Lächeln, mit dem man uns im Glauben, uns übers Ohr gehauen zu haben, die alte Maschine überreichte, die wir alsbald in „Sicherheit“ brachten.

Wenige Tage später, als der Reichsführer eine Reihe von Kameraden auf einen Abend zu sich gebeten hatte, erzählten die einzelnen Besucher zur Kurzweil irgendwelche originelle Geschichten. Als ich an der Reihe war, wurde mir um meinen Stoff nicht bange. Und ich muß sagen, dies wahre Geschichtchen hatte einen durchschlagenden Lacherfolg, und auch Baldur v. Schirach hatte sich so sehr darüber gefreut, daß er uns diesen Scherz mit seinen Mitarbeitern nicht verübelte.

Kurz vor Semesterende hatten wir noch einmal Gelegenheit, die Spannkraft unserer Gruppe zu beweisen. Ein Mitarbeiter des Völkischen Beobachters, Pg. Dreßler, hatte sich längere Zeit zuvor dem Studentenbund zu einem Referat zur Verfügung gestellt. Durch die

Wsta-Wahl der Technischen Hochschule war dies Referat von Woche zu Woche hinausgeschoben worden und nun endgültig auf den kommenden Mittwoch festgesetzt.

Die einladenden Handzettel waren bereits gedruckt, da erhielt ich durch Baldur v. Schirach die Möglichkeit, Oberleutnant Schulz, der eben aus der Zuchthaushaft gegen Kaution freigegeben war, als Redner für eine streng geschlossene Versammlung zu gewinnen. Es war unmöglich, ihn an einem andern Tag als den kommenden Donnerstag bei uns sprechen zu hören.

Ich stand nun vor der Wahl, Oberleutnant Schulz oder Pg. Dreßler abzusagen, da zwei Abende hintereinander eine Versammlung abzuhalten für ganz aussichtslos angesehen werden mußte. Ich tat beides nicht, indem ich mich entschloß, trotz aller Widerstände beide Versammlungen durchzuführen. Es war dies ein sehr gewagtes Stück, denn das Semester klang gerade aus, und bei dem schönen Sommerwetter schien es fast unmöglich, die beiden Versammlungen ohne gegenseitige Schädigung durchzuführen.

Was die Hochschulgruppe Universität propagandistisch und durch Werbung von Mund zu Mund fertigbrachte, war erstaunlich, beide Versammlungen waren wider alle Erwartung glänzend besucht und in der Versammlung, in der Oberleutnant Schulz sprach, war es möglich, eine Sammlung für die nationale Gefangenenhilfe durchzuführen, die einen Ertrag von fast 100 Mark abwarf.

In diesen Tagen hatten wir auch noch einen kleinen Sonderkampf mit unseren schwarzen „Freunden“ von den katholischen Verbindungen durchzuführen.

Es war unserer Propaganda gelungen, auch in diesen Kreisen bereits Fuß zu fassen, so hatten wir in einer Münchener K.V.-Verbindung bereits drei Mitglieder im NSDStB. In welcher unglaublichen Weise die Zentrumsvertreter in diesen Studentenverbindungen wirkten, empfand ich so recht am Abend der großen Hitlerversammlung vor der Wsta-Wahl der Technischen Hochschule.

Als ich mich am späten Nachmittag in den Bürgerbräukeller begab, um die vorbereitenden Arbeiten für den Abend zu inspizieren, sah ich drei Kameraden aus der K.V.-Korporation eifrig beschäftigt, Tische und Stühle in dem riesigen Saal zurechtzurücken. Als ich zu ihnen trat und einige Worte mit ihnen wechselte, klagten sie mir ihr Leid, wie man sie von seiten der Bayerischen Volkspartei in ihrer Korporation wegen ihrer nationalsozialistischen Weltanschauung drangsalierte. Dieser Abend der Hitler-Rundgebung, der auch für tausende nichtnationalsozialistische Studenten zum Erlebnis wurde, war für die drei Kameraden als Tanzstunde für sie allein von der Korporation offiziell gemacht. Man wollte auf diese lächerliche Weise den drei Nationalsozialisten die Möglichkeit rauben, ihren Führer zu hören und auf diese Weise ihre Weltanschauung zu vertiefen.

Durch eine Indiskretion wurde mir der Haupttübeltäter bekannt, ein Herr Alfred Böhl war es, der auch in der Studentenschaft seine

schwarzen Belange vertrat. Einem nationalsozialistischen Afta-Vertreter gegenüber hatte er auf dessen Äußerung über unser Eindringen in die katholischen Korporationen geäußert: „Das würde sich schon wieder geben, dazu würde man „innere Mission“ treiben.“ Diese Art von „innerer Mission“ des sauberen Herrn Böhl habe ich in aller Öffentlichkeit in dem damaligen Organ des Studentenbundes, „Der Bewegung“, angeprangert und bin allem dünkelfaften Gerede über „Unfairheit“ einer solchen Veröffentlichung mit der Meinung begegnet, daß wir Nationalsozialisten die Verpflichtung haben, derartige Mißstände anzuprangern.

Der Zorn des Herrn Böhl war gewaltig und seine giftigen Blicke für mich erheiternd. Seine „innere Mission“ hatte jetzt lediglich den Erfolg, daß die drei Kameraden aus der Korporation von Böhl & Co. austraten und ihre ganze Kraft auf die Arbeit im Studentenbund und in der SU. und SS. verwandten.

Doppelt schwer war es mir, die letzten Tage dieses Semesters herankommen zu sehen, denn mit diesem Semester schloß meine Münchener Zeit ab. Zum Winter 1930 gedachte ich meine Studien in Bonn fortzusetzen, da mir ja der Bonner Boden von meiner früheren Tätigkeit her wohl bekannt war. Ich rüstete mich also auf den Abschied und machte diesbezügliche Besuche. Bei einer abschließenden Tagung der Kammer der Münchener Studentenschaft gab der Rektor, dessen Amtszeit mit dem abschließenden Semester beendet war, dem Afta ein einfaches Essen und es bedeutete für den Münchener Studentenbund, für unser ganzes Handeln und für unsere Politik eine ungeheure Anerkennung als der Rektor etwa ausführte, daß er bei Uebernahme seines Amtes vor Jahresfrist Besorgnisse gehabt hätte, mit dem NSDStB. in gutem Einvernehmen zu leben. Heute sei es ihm eine große Freude, zu erklären, daß er bei keiner Gruppe soviel Verständnis gefunden hätte wie bei uns, daß er mit keiner Gruppe so tadellos hätte arbeiten können wie mit dem NSDStB. Als ich mich einige Tage später bei Seiner Magnifizenz verabschiedete und ihm gleichzeitig meinen Nachfolger vorstellte, war die Rührung des alten Herrn so groß, daß wir deutlich spürten, daß es ihm menschlich schwer fiel, sein Rektoramt nach dieser erfreulichen Arbeitszeit niederzulegen.

Der Abschiedsabend von meinen Kameraden war ein einziger Beweis treuer Kameradschaft und Anhänglichkeit. Ich konnte mit ruhigem Gewissen auf unsere Arbeit, meine Hochschulgruppenführerbinde vom Arm streifen und sie meinem Nachfolger zu treuen Händen übergeben. Der Grund war gelegt, auf dem andere weiterbauen konnten.

Wenige Tage später fuhr ich nach herzlichem Abschied vom Reichsführer mit Kam. Körber heim in der Richtung des Ruhrgebietes. Als in Würzburg unser Weg sich trennte, sah ich noch lange aus dem fahrenden Zug zum Bahnsteig zurück, wo Kam. Körber mir noch lange nachwinkte. Damals glaubte ich, es sei ein Abschied für immer von München und meiner Tätigkeit. Ich ahnte nicht, daß ich wenige Jahre später nach München in anderer Mission zurückkehren würde.



Der Jugendführer
des Deutschen Reiches
Baldur von Schirach



Der Reichsführer
des NSDStB.
Dr. Ing. Oskar Stäbel

Die September-Wahlen brachten dem Nationalsozialismus jenen unerwartet großen Erfolg, der die Partei, auch parlamentarisch gesehen, von einer Splittergruppe zur zweitgrößten Partei anwachsen ließ. Als ich mich Ende Oktober nach Bonn begab, war ich nicht angenehm davon überrascht, wie stark sich seit unserm Fortgang im Frühjahr 1929, also in anderthalb Jahren, das Bild geändert hatte.

Sicherlich die Gruppe war zahlenmäßig gewachsen, aber das war ja schließlich ein Zug, der durch die gesamte Bewegung hindurchging, zudem bewies mir der erste Gruppenabend, daß sich innerhalb der Hochschulgruppe Richtungen und Grüppchen zusammengefunden hatten, die eine großzügige einheitliche Arbeit unbedingt stören mußten.

Ohne Rücksicht auf irgendwelche schöngeistige Tendenzen zu nehmen, schlug ich mich voll und ganz auf die Gruppe der SA-Leute im Studentenbund, denn meine Erfahrung hatte stets gezeigt, daß sich mit geringen Ausnahmen unter diesen Kameraden die besten aktivistischen Kräfte befanden, die Menschenhacht, auf die man sich im Kampf unbedingt verlassen konnte.

Von München her war mir der Ruf vorausgeeilte, daß ich äußerst propagandistisch eingestellt sei, und daß zweifellos unter dieser Hineigung zu äußerer Propaganda die Schulung, die innere Arbeit leiden müsse. Ich jedenfalls konnte feststellen, daß diese Schulung etwas über-eifrig betrieben worden war, so daß ein Partikularismus, der herausgebildeten Richtungen herrschte, dem ich gründlich den Garaus zu machen gedachte. Ich blieb meinem Ruf nichts schuldig, indem ich gleich am ersten Abend Propaganda allergrößten Stils als höchste Notwendigkeit erklärte. Zu dieser Propaganda, die Einsatz aller Kräfte erforderte, brauchte ich eine geschlossene Gruppe, die in sich völlig geeinigt dastand.

Das starke Anwachsen des Studentenbundes und die Verzweigttheit der Gruppen über das gesamte Reichsgebiet bedingte in der Organisation dringend eine Neuordnung. Aus diesem Grunde entschloß sich der Reichsführer, sich mit einem entsprechend engeren Mitarbeiterkreis zu versehen. Bei der großen Führertagung aller Hochschulgruppenführer in Halle im Herbst 1930 benannte Baldur v. Schirach zehn Kreisführer, die in den jeweiligen Abschnitten, den Kreisen, gewissermaßen die Stathalter des Reichsführers waren. Diese Einrichtung bewährte sich ganz ausgezeichnet, denn außer einer tadellosen Organisation war es dem Reichsführer möglich, aus der Auslese dieser Kreisführer die Mitglieder der Reichsleitung zu ergänzen. Der jetzige Reichsführer Dr. Stäbel war selbst langjähriger Kreisleiter des Kreises VI, Süddeutschland, des Kreises, der unbedingt in jeder Beziehung an der Spitze sämtlicher Kreise stand.

Die Totengedenkfeier dieses Jahres hielten wir am Grabe eines verstorbenen Kameraden ab, der während der Zeit der ersten Entwicklung der Bonner Hochschulgruppe trotz eines unheilbaren Leidens mit allen Kräften bis in die letzten Tage seines kurzen Lebens für den

Nationalsozialismus gearbeitet hatte. Es kam mir hart an, als ich in der frühen Dämmerung des Novembernachmittags auf dem Godesberger Friedhof an dem Grabhügel des Kameraden Kurt Gängerich stand. Wir haben nicht viele Worte gemacht, unser großer Kranz mit der Hakenkreuzschleife wurde von Kameradenhand behutsam auf das Grab gelegt; dann sangen wir das Horst-Wessel-Lied und dann war es still unter uns. Die Kameraden hatten ernste, nachdenkliche Gesichter, der Friedhof lag schon weit hinter uns zurück, als in unseren Reihen der Alltag wieder zu Worte kam. Dort draußen an dem einsamen Grab hat sich jedenfalls der Kern der Truppe zusammengefunden, die in einer Kameradschaft, wie ich sie noch nie erleben konnte, in den künftigen Tagen des Kampfes zusammenstand.

In den nächsten Tagen fand sich in Bonn der Punkt, wo ich den Hebel ansehen konnte. Während der letzten Kriegsjahre war von der Universität Bonn und ihren Studenten ein Denkmal für die gefallenen Dozenten und Studenten in Auftrag gegeben worden. Professor Menfer hatte dies Denkmal geschaffen in Gestalt einer ragenden Jünglingsfigur mit erhobenem Schwert.

Während der Besatzungszeit war dies Denkmal vor der Zerstörungslust der Franzosen in Sicherheit gebracht worden und hatte in abgelegenen Räumen der Universität diese Besatzungsjahre überstanden. Nach dem Abzug der Franzosen wurde nun dies Denkmal wieder an die Öffentlichkeit gebracht und feierlich in Gegenwart von Rektor, Senat und Studentenschaft an würdiger Stelle im großen Vorhof der Universität aufgerichtet.

Kurze Zeit später war der Neubau der Universität begonnen worden, der durch einen größeren Umbau den Vorhof mit dem Denkmal zu einem riesigen Innenhof mit ringsumlaufenden Arkaden gestaltete. Im Herbst des Jahres 1930 war dieser Umbau vollendet, die Bauzäune verschwanden und das Denkmal in dem riesigen Innenhof wurde mit einer schmückenden Rasenfläche würdig umgeben.

Die Einweihungsfeier des Neubaus war bereits festgesetzt, da ging man über Nacht daran, das Denkmal abzubrechen und an einem zunächst unbekannten Ort abzufarren.

Der Protest der Studentenschaft wurde mit lendenlahmen Entschuldigungen und schließlich sogar mit der „mangelnden künstlerischen Note“ für dies Denkmal begründet.

Wir nationalsozialistischen Studenten nahmen diese Gelegenheit zum Anlaß, in aller Öffentlichkeit gegen eine solche Mißachtung der Rechte der Bonner Studenten — denn es handelte sich um ein Denkmal für die gefallenen Dozenten und Studenten — auf das Entschiedenste zu protestieren.

Telegramme und Eilbriefe nach München ergaben die mehr als erfreuliche Tatsache, daß wir zwei Redner allergrößten Formats mit bedeutenden Namen nach Bonn bekommen würden. General Ritter von Epp und Hans Schemm! Als ich daran ging, den Verteilerplan für die Flugblätter zu dieser studentischen Massenkundgebung zusammen-

zustellen, zeigte sich, daß in den wenigen Wochen ein neuer Geist über die Bonner Gruppe gekommen war. Kein Kamerad im Studentenbund, kein Mitglied der USt., das nicht mindestens an einem dieser Tage bereit war, für Stunden an der Universität oder an Instituten Flugblattpropaganda zu treiben.

Der größeren Wirksamkeit wegen hatten wir große tragbare Holztafeln zurechtgezimmert, die wir mit unseren Plakaten beslebten und auf diese Weise eine noch größere Erfassung der Bonner Studenten erreichten.

Zwei Tage vor der Versammlung, die wir ganz ungewöhnlicher Weise auf einen Spätnachmittag legen mußten, da beide Redner am Abend in Köln in der großen Messehalle zu sprechen hatten, trat die von mir auf Grund früherer Erfahrungen nicht ungewöhnliche Hiobsbotschaft ein. Der General sagte wegen wichtiger mehrpolitischer Verhandlungen ab. Ich sehe heute noch das entgeisterte Gesicht meines Kassenvartens, der im Hinblick auf die so großzügig durchgeführte Propaganda ein arges Defizit durch diese Nachricht befürchtete. Ich hielt es aber für richtig, die Absage des Generals zunächst einmal als Amtsgeheimnis zu betrachten und die Propaganda, die nun einmal so gut begonnen hatte, weitergehen zu lassen.

Außer meinem Kassenvart wußte in ganz Bonn kein Mensch von der Absage des Generals, den ich meinerseits um ein entsprechendes Telegramm für den Tag der Versammlung selbst gebeten hatte, indem die Pflöchlichkeit seiner Absage zum Ausdruck kommen würde.

Soweit wäre also alles in Ordnung gegangen, wenn nicht am frühen Morgen des Versammlungstages eine neue Schwierigkeit aufgetaucht wäre. Als ich mich an diesem Morgen auf der Geschäftsstelle der Ortsgruppe einfand, teilt man mir mit dem größten Bedauern mit, daß ich leider, wie soeben von Köln mitgeteilt sei, mich mit einem Redner für den Nachmittag bescheiden müsse. Soweit nahm ich den Fall noch nicht tragisch, denn ich glaubte zunächst, daß man in Köln jetzt auch die Absage des Generals bemerkt hätte.

Ich mußte mich aber doch eilends hinsetzen, als ich die überraschende Mitteilung bekam, daß Köln in der Annahme, daß General von Epp nach Bonn kommen würde, Pg. Schemm ersucht hatte, sofort nach Köln ohne Aufenthalt in Bonn durchzufahren.

Nun wurde es wirklich ungemütlich.

Zwar ergab ein Telefonanruf in Bayreuth, daß Pg. Schemm bereits in Richtung Rheinland abgefahren sei; es bestand also die vage Hoffnung, daß Pg. Schemm die Nachricht aus Köln, gleich durchzufahren, nicht mehr erreicht hatte.

Um 1/25 Uhr nachmittags sollte die Versammlung stattfinden. Ich glaube, in meinem ganzen Leben sind mir die Stunden nicht langsamer hingegangen als an diesem Tage. Es war selbstverständlich, daß im übrigen natürlich alles tadellos klappte, der Vorverkauf, der schon seit Tagen florierende, nahm jetzt unheimliche Dimensionen an, und zwei

Stunden vor Beginn strömten bereits Mengen von Studenten und Bürgern zum Versammlungs-saal.

Ich saß derweil in der Wirtsstube mit meinen nächsten Mitarbeitern, die ich der Vorsicht halber eingeweiht hatte, und trank teils aus Zorn, teils aus anderen Gründen eine Reihe von Rognats, die mich aber auch nicht gerade ruhiger machten.

Von Schemm keine Spur.

Keine Nachricht, sei es ein Telegramm, sei es ein Telephonanruf, und dies Fehlen jeder Nachricht erhöhte natürlich unser Gefühl der Unsicherheit.

Ich hielt es in der Wirtsstube nicht mehr aus, drängte mich durch den Strom der Studenten (einige Professoren hatten sogar ihre Kollegs für den Nachmittag ausfallen lassen) — hindurch und begab mich wieder zur Geschäftsstelle der Ortsgruppe, wo aber auch nicht die allergeringste Nachricht vorlag.

Die Uhr ging weiter, nur noch knapp eine halbe Stunde bis zum Beginn.

Plötzlich rasselt das Telephon.

Ich höre die Stimme eines meiner Mitarbeiter, und kann die Nachricht kaum fassen.

Schemm ist da!

Ich springe auf, rase wie ein Besessener durch das Haus, springe in ein Taxi, dränge mich im Versammlungs-saal durch die den Saal überfüllende Menge und stehe, noch atemlos, aber überglücklich vor Schemm.

Er lächelt mich gütig und verständnisvoll an, und als ich ihm von meinen Sorgen in kurzen Worten berichte, wundert er sich, daß ich auch nur glauben konnte, daß er uns im Stiche lassen würde. Es geht solch eine ruhige Sicherheit von diesem Mann aus, daß man die Unruhe und die Qual der letzten Stunden kaum noch begreifen kann. Als ich die Versammlung eröffne und mitteile, warum General von Epp nicht erscheinen konnte, sein Telegramm, das er so treulich sandte, verlese, kommt für einen Augenblick etwas wie eine Enttäuschung über die riesige Versammlung.

Aber dann spricht Hans Schemm, und was dieser große Lehrer den Studenten zu sagen hat, ist so wunderbar mitreißend, so jeden packend, daß diese Versammlung mehr wurde als eine Protestversammlung, sie war der Grundstein für den Kampf des Semesters.

Wir konnten nicht mit ihrer Wirkung das Ehrenmal auf seinen alten Platz zurückschaffen. Aber wir hatten das Gewissen der Bonner Studentenschaft wachgerüttelt und ihr den Glauben an den Nationalsozialismus gegeben.

Das was bei den Studenten möglich wurde, stieß bei den Professoren noch auf stärksten Widerstand. Es war für mich erschütternd, wie wenig Verständnis diese Professoren für ihre Studenten besaßen, und wie wenig Mannesmut vor ministeriellen Instanzen diese Vertreter der deutschen Wissenschaft besaßen. Man schloß Kompromisse ab, man holte

das Denkmal aus seinem Versteck wieder hervor, man war gütig genug, es in einer abgelegenen Ecke des Alten Zolls abzustellen und zur Beruhigung der erregten Studentenschaft am Denkmalsockel einen bronzenen Eichenkranz mit Stahlhelm anzubringen.

Ein Senatsvertreter, dem ich bei einer Besprechung in dieser Angelegenheit zum Ausdruck brachte, wie wenig wir Studenten nach der Degradierung unseres Ehrenmales von solchen versöhnlichen Ausschmückungen hielten, erlaubte sich wörtlich zu sagen: „Jetzt wird sich die Studentenschaft wohl beruhigen mit ihrem Denkmal, sonst können wir es ja noch mit einem Schützengraben und mit einem Drahtverhau umgeben“. Diese geschmacklose Bemerkung beweist am besten den Geist, der diese berufenen Denkmalschützer befeelte.

Anfang Dezember kam es in Bonn bei einem SA-Aufmarsch zu einem Zusammenstoß mit Kommunisten, die durch einen heimtückischen Feuerüberfall einen unserer Besten, Klaus Klemens, an der Bonner Rheinbrücke niederschossen. Die Polizeigewaltigen des Novembersystems waren in jahrelangem Bemühen nicht in der Lage, den Täter zu finden.

Jetzt, in der kurzen Zeit der nationalsozialistischen Regierung ist es gelungen, den Schuldigen zu verhaften, der nach Eingeständnis seiner Tat sich durch Selbstmord der Vergeltung entzog.

Dieser feige Mord im Dezember 1930 in der so stillen Rheinstadt kam wie ein Blitz aus heitrem Himmel. Die Bevölkerung, vorwiegend friedliebende, ruhige Bürger, war durch diese Mordtat doppelt eingeschüchtert, während die Handvoll Bonner Kommunisten sich doppelt frech und anmaßend mit ihrem Sowjetstern in den Straßen der Stadt zeigten. Wie immer, war die Gesellschaft maßlos feige, sofern sie nicht in gewaltiger Ueberszahl war.

Mit einem Teil des Studentenbundes war ich in einer kleinen Gastwirtschaft in einem schmalen Gäßchen, das auf den Rhein führt. Wenn auch in dieser Gegend Kommunisten wohnten, so waren wir bis zu diesem Tage so gut wie niemals angepöbelt worden.

Zwei Tage nach diesem blutigen Sonntag wurde ich von einer Rotte von Burschen um die Mittagsstunde angefallen, als ich mit einem Kameraden und zwei Studentinnen von der Anst, vom Mittagessen kommend, die Gasse herausschritt.

Der Kerl, der versuchte, meinem Begleiter mit einem Faustschlag die Brille zu zertrümmern, hatte ein so affenähnliches Gesicht, das ganz instinktiv zum Dreinschlagen einlud.

Ich hatte lediglich eine Papierrolle mit Handzetteln in der Hand, mit der ich zum Schlage ausholte. Leider kam ich nicht mehr dazu, denn der Bursche eilte wie gejagt durch die Gasse, ich mit geschwungener Papierrolle wie ein Erzengel hinterher. Aber im Laufen war uns die Kommune über.

Unterdessen war die andere Gesellschaft über einen anderen Kameraden hergefallen und hatte ihn zu Boden geschlagen, um sich nach dieser Heldentat eiligst zu verziehen. Da uns die Täter namhaft gemacht

wurden, erstatteten wir Anzeige, ein Verfahren, das sich in keiner Weise lohnte, föhni gerichtliche Vorladungen, die ungeheuer viel Zeit fort-nahmen, ergaben ein so unklares Bild und eine so geringe Strafe für den einzig fahbaren Schuldigen, daß wir für die Zukunft in ähnlichen Fällen mehr Vertrauen in unsere Selbsthilfe setzten.

In Preußen gab es seit der Aufhebung der staatlichen Anerkennung durch Kultusminister Beder nur noch freie Studentenschaften innerhalb der Deutschen Studentenschaft. In Bonn hatte die Initiative des jüdischen Professors und späteren Rektors Konen eine solche Gründung einer freien Studentenschaft verhindert, indem er, wie wir fest an-nahmen, vom Ministerium beauftragt, durch sein Geschwäg es bei den Studentenorganisationen erreichte, daß ein arbeitsunfähiges Parlament „auf breiter Grundlage“ gebildet wurde, die Bonner Allgemeine Studentische Arbeitsgemeinschaft. Diese sonderbare Organisation besaß im Einvernehmen mit der Regierung die rektoramtliche An-erkennung und verhinderte damit die Bonner Gruppen am Anschluß an die systemfeindliche Deutsche Studentenschaft.

Im Frühjahr 1930 war zum erstenmal zu dieser sagenhaften Bonner Aftag gewählt worden. Von den gut 65 Sitzen hatte der Studenten-bund eben auf Grund einer mangelnden Propaganda nur 5 Mandate erreichen können. Wir hatten jetzt die überaus angenehme Aufgabe, das propagandistische Defizit herauszuarbeiten, um endlich in dieser Aftag einen entsprechenden Einfluß zu gewinnen.

Mit einer Hinneigung zur äußersten Hartnäckigkeit hatte ich mir in den Kopf gesetzt, General v. Epp zu einer großen Wahlversammlung zu bitten.

Was fast unmöglich erschien, gelang, der General sagte für Ende Januar für eine Versammlung zu. Wieder setzte sich die Propa-gandamashine in Gang, wieder tauchten unsere Plakattafeln an den Toren der Universität auf, und unsere roten Handzettel wurden wieder zu vielen Tausenden an die Studentenschaft verteilt. So war wieder alles in bester Ordnung und die bereits befürchtete Absage traf nicht ein, im Gegenteil, wir wußten sogar genau den Zug, mit dem der General eintreffen sollte.

Als zweiter Redner der Versammlung war Dr. Ley aus Köln herübergekommen und wir standen nun gemeinsam auf dem Bahnsteig des Bonner Bahnhofes in Erwartung des Generals. Gerade zu dem Zeitpunkt, an dem die Versammlung eigentlich bereits beginnen sollte, lief der Schnellzug ein. Rupeetüren öffneten sich, Reisende stiegen ein und aus, wir sahen den Zug hinaus und hinunter.

Vom General keine Spur.

Zuerst schoß einem das Blut in den Kopf, um dann einer sicht-baren Blässe Platz zu machen. Die Türen klappten zu, und ehe wir recht wußten, was geschah, fuhr der Zug bereits wieder an. Wir atmeten auf, denn man teilte uns mit, daß dies der Vorzug gewesen sei.

Wenige Minuten später brauste der Hauptzug in die Halle. Das-selbe Bild, wie kurz vorher, nur waren wir jetzt noch etwas nervöser.

Verflucht, die Türen flogen wieder zu, vom General war wieder nichts zu sehen. Es war eine schrecklich peinliche Minute. Schon gab der Fahrdienstleiter das Abfahrtszeichen, da klappte noch einmal eine Tür auf, ein großer Koffer wurde herausgereicht und dann erschien die hohe Gestalt des Generals im langen Wintermantel in der Tür. Gab das eine herzliche Begrüßung! Dann rasch ins Auto und fort zum Versammlungs-saal.

Der Raum war wieder überfüllt, der General wurde von donnerndem Beifallsgetrampel der Studenten empfangen. Die Rede war wundervoll abgeklärt und der riesige Beifall, der die Rede immer wieder unterbrach, bewies dem General die Sympathie der Bonner Studenten.

Diese Propaganda des Studentenbundes regte natürlich auch die Gegner zu einer Gegenarbeit an. Unsere lieben marxistischen Freunde, hatten sich nach dem Verbot, das wir ihnen im Frühjahr 1929 so prompt besorgten, mit Unterstützung des Zentrumsjuden Konen wieder etwas erholt.

Ein Nachener Professor Meusel, ein berufener Sönger des Herrn Karl Marx, sprach wiederholt in einem Hörsaal der Universität, der ihm als Professor auch bereitwilligst überlassen wurde. Man lud den Studentenbund mit Hilfe von Flugblättern öffentlich hierzu ein. Die Absicht war eindeutig. Man wollte durch provozierende Reden etwa anwesende Mitglieder des Studentenbundes zu Unbesonnenheiten reizen, um dann von seiten des Rektorats den Studentenbund wegen ungebührlichen Benehmens auf akademischem Boden verbieten zu lassen. Wir hatten in aller Oeffentlichkeit den Marxisten erklären lassen, daß wir uns mit ihnen in Räumen der Universität, die uns Nationalsozialisten verschlossen waren, nicht auseinandersetzen würden. Das war den Herrschaften sichtlich peinlich gewesen, denn man bequeme sich nun endlich an die Oeffentlichkeit.

Die nächste Versammlung der Marxisten fand in einem kleineren städtischen Saal statt, zu der man sich die Genossin Torhorst aus Düsseldorf als Rednerin verschrieben hatte. Selbstverständlich, daß man uns huldvollst hierzu einlud.

Diesmal kamen wir.

Eine gute halbe Stunde vor Beginn hatte ich die Kameraden des Studentenbundes in die Universität beordert. Wir waren gut 50 Mann. Nachdem ich äußerste Disziplin eingeschärft hatte, bewegte sich unser Zug höchst friedlich zu Zwei und Zweien nach dem Vorbild von Pensionaten durch die abendliche Stadt zur Beethovenhalle, wo in einem kleineren Saal die marxistische Versammlung steigen sollte.

Da wir in den Hauptsaal dieses Gebäudes häufiger vom Studentenbund aus Versammlungen abhielten, kannte mich der Hausmeister persönlich. Als er uns in die Vorhalle eintreten sah, war er im guten Glauben, wir seien die Veranstalter dieses Abends, und da die Herren Marxisten noch nicht erschienen waren, übergab er mir höflichst den Saalschlüssel. Ich nahm ihn mit entsprechendem Schmünzeln entgegen, und begab mich mit meinen 50 Männlein die Treppe hinauf in den

Weissen Saal. Nachdem wir für Beleuchtung gesorgt hatten, besetzten wir die ersten sechs Reihen des Saales und ich war gerade dabei, vom Rednerpult aus meine letzten Instruktionen zu geben, als zwei schwächliche Burschen in der grünen Schufo-Uniform des Reichsbanners mit schwarz-rot-gelben Armbinden den Saal betraten, um nach Erkennen der Lage fluchtartig zu verschwinden. Hat der Studentenbund gelacht!

Wenige Minuten später erschienen diese Helden mit Verstärkung in Person des Hausmeisters. Das nun entstehende Palaver war köstlich.

Da der Hausmeister durch sein Mißverständnis diese Situation geschaffen hatte, und ich den guten Mann wegen dieses Versehens nicht schädigen wollte, war ich gern bereit, den Raum mit meinen Kameraden noch für einen Augenblick wieder zu verlassen, bis er höchstselbst vom Reichsbanner „geöffnet“ wurde. Während dieser Verhandlungen standen die beiden Reichsjämmerlinge in ihren grünen Hemden hebeud daneben und ihre Gesichtsfarbe hatte sich verblüffend dem Grün ihrer Hemden angeglichen.

Nach kurzem Warten wurden wir dann wegen unserer Geschlossenheit zwar nicht gerade gern, aber mit süßsaurem Lächeln eingelassen. Unsere ersten Reihen waren schon an „Ehrengäste“ vergeben, aber wir fühlten uns auch in der Mitte ganz gut aufgehoben.

Der Raum, der mittlerweile sich gefüllt hatte, wies ein eigenartiges Publikum auf. Vorne die Reichsjämmerlinge und Mitglieder der marxistischen Studentengruppe, durchsetzt mit einer Handvoll diaibüchiger Gewerkschaftsbonzen, rechts SPD-Anhänger, Kommunisten und Antifa. Auf der andern Seite eine Handvoll unparteiischer Studenten, wir, und eine Gruppe Bonner SA-Leute in Zivil. Wie man sieht, eine drollige Mischung. Um auch entsprechend in der Diskussion zu Wort zu kommen, hatten wir zwei Redner des Studentenbundes noch vor Beginn der Versammlung angemeldet, eine Maßnahme, die sich später als sehr richtig erwies. Nachdem ein Genosse den üblichen Einleitungsschmus verzapft hatte, begann die Genossin Lorhorst ihr Referat. Sie war zweifelsohne die männlichste Person am Vorstandstisch, aber ihr Referat als sozialdemokratische Stadtverordnete war mehr als dünn. Sie sprach vom Elend und von der Arbeitslosigkeit, vergaß aber dabei, mitzuteilen, daß die SPD. regierte.

Das anfängliche Interesse der Versammlung erlosch, man fing allgemein an zu dösen. Was Wunder, daß auch ich vor mich hin träumte. Als ich plötzlich aufsaß, erblickte ich, wie mein Nachbar damit beschäftigt war, sich die Augen zu reiben, die ihm heftig tränten. Im selben Augenblick empfand ich an meinen Augenlidern ein heißendes Gefühl, es war, als ob der ganze Raum mit Tabakrauch gefüllt wäre, obwohl die Licht noch tadellos war.

Am Vorstandstisch wurde man auch aufmerksam und da allenthalben im Saal die Taschentücher wie auf ein gegebenes Zeichen in Aktion traten, und überall geniest und geschnupst wurde, hielt die hohe Leitung es für angebracht, den Ventilator anzustellen. Inzwischen war es selbst dem Dümmsen klar, daß Tränengas im Saal war.

Die Unruhe wuchs, ein Raunen ging durch die Menge, Rufe wurden laut, ein Durcheinander sondergleichen setzte ein. Ich hielt die Angelegenheit für nicht mehr diskutabel und bestieg einen Stuhl, indes mir die heißen Tränen über die Wangen liefen. Ich forderte alle Nationalsozialisten, überhaupt alle Studenten auf, dies Kaiserltheater zu verlassen, da an eine Diskussion sowieso nicht mehr zu denken war.

Trotz der vielfachen Aufforderung, zu bleiben, von seiten des Vorstandstisches, befolgte man meine Aufforderung, denn der Aufenthalt im Saal war unterdessen unerträglich geworden. Alles weinte und auch die Genossin Torhorst stand mit einem Taschentüchlein in der Hand mit rotgeweinten Augen da.

Fluchtartig leerte sich der Raum, und es muß für die Polizei, die am Fuße der Treppe stand, ein urkomischer Anblick gewesen sein, wie der Menschenstrom mit Taschentüchern in der Hand lachend und gleichzeitig weinend sich die enge Stiege herunterwälzte.

Auf der Straße stand unterdessen eine riesige Menschenmenge, die, als ein Reichsjämmerling auf den Balkon trat, um eine Protestansprache zu halten, in Heilrufe auf Adolf Hitler ausbrach, die von „Deutschland-erwache“-Rufen unterbrochen wurden.

Wir hielten diese urkomische Angelegenheit am nächsten Tage in unserer Parteipresse, dem „Westdeutschen Beobachter“, in einem Artikel fest, der die treffliche Ueberschrift trug: HS—SS!

Die vergrämten Margisten krönten ihre dumme Tat mit Handzetteln, in denen sie uns das Tränengas in die Schuhe schoben und damit allen Bonner Studenten ihre peinliche Niederlage zur Kenntnis brachten. Damit war der Ruf ihrer Lächerlichkeit endgültig.

Wir kämpften uns indessen von Versammlung zu Versammlung. Eine Versammlung, die dem Thema „Student und Arbeiter“ gewidmet war, wurde vom *Trommler des Ruhrgebietes*, dem Ortsgruppenführer von Essen *Rudolf Zilkens*, bestritten. Die Bonner Studenten jubelten diesem Kämpfer aus dem Kohlenrevier begeistert zu.

Am Abend vor der Wahl gelang es uns inmitten des Rheinischen Karnevals am Weiberfastnachtsabend die riesige Beethoven-Halle zu überfüllen. Am Wahltag führte ich nach dem Münchener Vorbild die Propaganda durch. Vier Meter lange Transparente, die an langen Stangen gehalten wurden, riefen den Kommilitonen die Liste des Studentenbundes zu. Die Plakatträger an den Toren der Universität wurden von riesigen Menschenmengen umlagert, die sich immer mehr aus kommunistischen Parteigängern zusammensetzten.

Gegen Mittag wurde die Lage geradezu bedrohlich, denn die Kamraden taten ihren Dienst in Abteilungen und waren über alle Institute verteilt. Als sich gerade der Mob daran machte, einen Sturm auf unsere Transparente zu wagen, erschien ein Teil der Bonner SS., unter dem Kommando ihres prächtigen Sturmführers Ewald Trapp, und räumte herzerfrischend unter den Polizeiwaffen auf.

Fünf SS.-Leute mit geschwungenem Knotenstock genügten, um eine Herde von Kommunisten, die zum Teil mit Zaumlatten bewaffnet waren, in wilde Flucht zu schlagen.

Kurz vor Ende des Wahlganges am Nachmittag erreichte uns noch eine köstliche Beschwerde; bei einem der Institute war unser Transparent wie ein Torbogen vor dem Eingang aufgebaut. Da hatten auch einige liberale Professoren ihren Weg hindurchnehmen müssen und nun wurden Beschwerden laut, in denen unser harmloses Transparent als kaudinisches Joch geschildert wurde. Da die Wahl sowieso beendet war, genügte ein herzhaftes Lachen. So kindisch waren die Professoren des verfloffenen Systems.

Mit äußerster Spannung erwarteten wir an diesem Abend das Ergebnis. In den ungeheuren Jubel über die Verdreifachung unserer Stimmenzahl und Mandate traf die Nachricht hinein, daß auf die wackeren SS.-Leute, die uns am Vormittag so tatkräftig geholfen hatten, von seiten der Kommune ein planmäßiger Feuerüberfall durchgeführt worden war. Gott sei Dank hatte es nur leichte Verletzungen gegeben, insbesondere hatte Sturmführer Trapp ein kolossales Glück gehabt, eine Kugel war genau über dem Herzen an seinem Verwundetenabzeichen abgeprallt, so daß nur eine kleine rote Druckstelle Zeugnis von dem sonst tödlichen Schuß abgab.

Das erfreuliche Wahlergebnis, das uns zur zweitstärksten Gruppe hatte anwachsen lassen, gab uns die Möglichkeit in die Hand, viel stärker als bisher unsern Einfluß in der AStA geltend zu machen. So gelang es uns den Zweiten Vorsitzenden zu bekommen, und mir selbst war es möglich, den Vorsitz des Redaktionsausschusses zu erhalten, dem die Herausgabe der Zeitung der Studentenschaft oblag.

Die Arbeit dieses Wahlkampfes war überaus anstrengend gewesen, und ich weiß, wie wohltuend mir das Vorgefühl auf etwas Ruhe war, als ich an einem Spätnachmittag über den Bonner Marktplatz kam. Ich hatte vor, den Abend in meiner behaglichen Studentenbude gemeinsam mit einigen Kameraden bei einem Glas Grog und entspannendem Geplauder zu verbringen.

Man soll sich eben so etwas nicht vornehmen, denn schon kam eine Ordonnanz des Sturms herbei: „7 Uhr antreten im Dienstanzug an der Parteigeschäftsstelle, wir fahren im Lastauto nach Siegburg, dort soll heute Abend unsere Versammlung gesprengt werden, seit Stunden marschiert Rotfront und Reichsbanner bereits in Siegburg umher!“

Da wars wieder nichts mit der Ruhe. Mit Tempo gings nach Hause zum Umziehen, und pünktlich stand der Sturm zum Abmarsch bereit. Ein Kommando und der letzte Lastwagen mit Anhänger war besetzt. Auf der Fahrt wurde die Gefährlichkeit der Siegburger Lage so sensationell geschildert, daß bei einigen neuen SA.-Kameraden so etwas wie eine gedrückte Stimmung aufzukommen schien.

Wir alten SA.-Schweine hatten genug zu tun, die notwendige Stimmung wieder herzustellen.

In Siegburg angekommen sahen wir sofort, daß die alarmierende Nachricht dazu beigetragen hatte, von allen Seiten SA. nach Siegburg zusammenzuziehen. Die zur Verfügung stehende Anzahl war mit Leichtigkeit in der Lage, die Siegburger Kommunisten und die Bolschewisten aus der Umgebung in Schach zu halten.

Die Versammlung verlief, wie wir alten SA.-Leute es uns gedacht hatten, völlig ruhig, aber als wir gegen 1 Uhr nachts zu unseren Lastautos abrückten, mußten wir die traurige Feststellung machen, daß die SA.-Führung vergessen hatte, Wachen an die Wagen zu stellen.

Da hatten die Kommunisten leichte Arbeit gehabt, wir fanden Benzin- und Lichtleitung völlig zerschnitten vor und hatten das zweifelhafte Vergnügen, im anhaltenden Landregen 3 1/2 Stunden lang durch die Nacht von Siegburg nach Bonn zu marschieren. Ein Umstand, der uns veranlaßte, bei ähnlichen Unternehmungen die Wachen an unseren Wagen nicht zu vergessen.

Als wir wenige Tage später in die Ferien fuhren, hatten wir alle das frohe Gefühl, mit ganzer Kraft gearbeitet zu haben und beachtliche Erfolge hinter uns gebracht zu haben.

In den Ferien selbst geschahen innerhalb des Gesamtstudentenbundes Dinge, die im Endeffekt speziell unsere Bonner Arbeit berührten. Die Reichsleitung des Studentenbundes hatte mit einer Hochschulgilde einen Vertrag abgeschlossen, der die Arbeit von Studentenbund und Gilde unter ein besonderes Freundschaftsverhältnis stellte.

Im Laufe der Zeit hatte die Gilde dies dazu benutzt, ihren Einfluß an verschiedenen Hochschulkstädten nach Art einer gewissen Hausmacht stärkstens auszubauen. So waren gerade in Bonn mehrere führende Mitglieder der Gilde in der Hochschularbeit tätig, die gleichzeitig in meiner Hochschulgruppe wie auch in der Bonner AStA wichtige Ämter innehatten. Da ein Mitglied der Gilde sogar der Reichsleitung des Studentenbundes angehörte, war mir dieser überaus starke Einfluß der Gildeleute durch seine retardierende Art in meinen propagandistischen Unternehmungen sehr wenig angenehm gewesen.

Während der Semesterferien erreichte mich im Ruhrgebiet die Eilmeldung des Reichsführers Baldur v. Schirach, daß er sich genötigt gesehen habe, gerade das prominente Bonner Gildemitglied aus der Reichsleitung, ja aus dem Studentenbund selbst zu entfernen. Neben dem Lob unserer Bonner Arbeit erhielt ich den Auftrag des Reichsführers, alle Beziehungen zwischen Studentenbund und Gilde sofort zu lösen und jeden Einfluß der Gilde auf die Arbeit der Bonner Hochschulgruppe mit sofortiger Wirkung auszuschalten.

Diese Durchführung des Befehls war für Bonn wegen des starken Einbaues der Gilde in die Studentenschaftsarbeit überaus schwierig, und da ich auf keinen Fall die Arbeit des Wintersemesters, die so überaus erfreulich gewesen war, gefährdet sehen wollte, mußte ich diesen Befehl blisschnell aber taktisch wie nur möglich zur Durchführung bringen.

Zu diesem Zweck war es dringend geboten, möglichst zeitig ins Semester zu fahren.

Wie ich richtig vermutete, hatte die Gilde durchaus vor, unsere Arbeit gegebenenfalls zu stören, vor allen Dingen das unbeeinflusste Gros des Studentenbundes gegen den Reichsführer einzunehmen. Ihr Plan war, bei der ersten Mitgliederversammlung, die noch jungen Kameraden, die gerade erst in den Studentenbund eingetreten waren, durch ihr „Material“ zu erschüttern. Das war es eben, was ich dringend vermeiden wollte, denn es widerstrebte mir ungeheuer, diese jungen Kameraden, die voll Idealismus und voller Hoffnung von der Schulbank weg zu uns in den Studentenbund gekommen waren, gleich mit deprimierenden Eindrücken zu versehen.

Es gelang mir durch taktische Verhandlungen mit den in Frage kommenden Führern, die von ihnen verlangte Mitgliederversammlung um fast eine Woche zu verschieben. Diese Zeit benutzte ich, eine Handvoll meiner getreuesten Kameraden zu Zellenobleuten zu ernennen, die ihrerseits den Studentenbund in kleinen Einheiten in wenigen Tagen erfaßten und in äußerst geschickter Weise, auch den jungen Kameraden Kenntnis von der Lage geben, und zwar so, daß ich nach wenigen Tagen bei der Meldung meiner Sektionsführer und Zellenobleute sicher sein konnte, daß ich den Studentenbund fest wieder in der Hand hatte und jede Politik, die gegen den Reichsführer ging, rücksichtslos niederschlagen konnte.

Nach dieser Sicherheit gab ich der Gilde die Stimmung im Studentenbund zu verstehen, und da erkannten die Herrschaften, die im Trüben hatten fischen wollen, daß gegen diese geschlossene Einheit keine Möglichkeit zum Zersprengen mehr vorhanden war.

Da ich, wie schon erwähnt, Schriftleiter des Redaktionsausschusses des „Bonner Studenten“ geworden war, setzte ich mich mit allen Mitteln dahinter, aus diesem kirchenblattähnlichen Unternehmen eine Studentenzeitung mit nationalsozialistischer Färbung zu machen.

Der Ausschuß war selbstverständlich parlamentarisch. Zwei Herren von den katholischen Listen, ein Waffenstudent und ich. Dieser Kamerad von der Burschenschaft unterstützte mich in erfreulicher Weise und mit seiner Hilfe gelang es, langsam, aber immer stärker werdend, die Zeitung mit unserem Gedanken gut zu durchsetzen.

Selbstverständlich protestierten die Herren von den katholischen Listen ungeheuer, aber ich konnte sie mit ihrem Parlamentarismus selber schlagen. 2 gegen 2 bedeutete Stimmengleichheit und in diesem Falle, schrieb eine kluge Wahlordnung vor, entscheidet die Stimme des Vorsitzenden und der war nun wieder ich. Nach diesem Motto hatte man weit über ein Jahr lang in einer anderen Zusammensetzung die nationalen Gruppen geknebelt und sie in keiner Weise zu Worte kommen lassen.

Damals war die Wahlordnung ein gottgewolltes Ding, jetzt, wo ich die Führung hatte und ich den Ausschlag geben konnte, war es eine Knebelung der Minderheiten. Uns bekam jedenfalls die Knebelung recht gut und wir waren konziliant genug, diese Nacht in eine äußerst höfliche Form zu kleiden, die den Jesuiten gerade äußerst peinlich war.

Zu Beginn dieses Semesters legten wir unsere Arbeit im Gegensatz zum Wintersemester etwas mehr in einen engeren Kreis hinein. Mit einer großen Anzahl von Mitgliederversammlungen und Schulungsabenden gelang es mir, die innere Festigkeit des Studentenbundes von Tag zu Tag zu vergrößern. Die Herren Marxisten, die lächerlichsten Figuren in Bonn seit der Tränengasaffäre, konnten sich nicht enthalten, den fagenhaften Professor Meusel aus Aachen einmal wieder zu zitieren und die nationale Studentenchaft durch dieses Auftreten auf das äußerste zu provozieren.

Ich war gewillt, in der Öffentlichkeit durch eine neue Methode die unglaubliche Tatsache, daß kommunistische Professoren in Hörsälen deutscher Hochschulen sprechen konnten, entsprechend kundzugeben. Als wieder einer dieser entzündenden Vorträge stattfinden sollte, bestellte ich mir ein gutes Duzend meiner zuverlässigsten Kameraden eine halbe Stunde vor Beginn in die Universität.

Auf eine Anzahl kleiner Zettel hatte ich bestimmte Uhrzeiten geschrieben, die ich nun den einzelnen Kameraden mit der Weisung, diese Zeiten genauestens einzuhalten, übergab. Wir nahmen dann in dem Hörsaal Platz, und zwar so, daß wir immer mitten in den einzelnen Bankreihen unseren Platz einnahmen. Nach den empörenden Eingangsworten eines kommunistischen Studenten, der alle Anwesenden, damit auch den Vertreter des Rektors und andere Professoren aufforderte, sich in die Front des Klassenbewußten Proletariats einzugliedern, begann Herr Meusel nun mit monotoner Stimme unendlich langweilig zu sprechen, eine Art, die mir durchaus in meinen Kriegsplan paßte.

Um 8 Uhr c. t. hatte der Vortrag begonnen. Um 1/9 Uhr erhob sich mitten im Saal nicht eben leise ein Kamerad, begab sich durch die ganze Bankreihe — die Sitzenden zu einem Erheben veranlassend — hindurch und verließ mit einem energischen Schließen der Tür den Saal.

Der Redner war schon sichtlich nervös geworden, was aber nicht daran hinderte, daß knapp 5 Minuten später zwei Kameraden in verschiedenen Ecken des Saales in ähnlich akustischer Weise den Saal verließen.

Als einige Minuten später wiederum ein Kamerad den Saal verlassen wollte, stellte ihn ein staatsparteilicher Professor, der anscheinend mit großer Begeisterung die Ausführungen seines kommunistischen Kollegen anhörte. Es gab eine große Unruhe. Der Kamerad blieb äußerst ruhig, gab seinen Namen an und verließ den Saal.

Jetzt wartete ich voll Spannung auf den nächsten Kameraden, denn das weitere Hinausgehen war doch mit möglichen Konsequenzen verbunden. Aber mein lieber Albert Urnes, der gerade an der Reihe war, ließ sich durch solche Kleinigkeiten nicht stören, im Gegenteil, er trat mit seinen SS.-Stiefeln noch besonders kräftig auf, steuerte geradeswegs auf den staatsparteilichen Professor zu und erklärte deutlich vernehmbar: „Euer Magnifizenz, mein Name ist Urnes, aber raus muß ich doch“.

Nun verließen ganze Rudel das Lokal und auch ich selbst begab mich mit hinaus. Herr Professor Meusel soll bemerkenswert rasch seinen Vortrag zu Ende geführt haben.

Für mich hatte dieser Abend eine Zeitlang später, noch ein freundliches Nachspiel. Der Kampfbund für deutsche Kultur, der auch in Bonn eine Gruppe besaß, die aber bislang von einem alten Offizier schlecht und recht geführt worden war, wurde jetzt von einem noch jungen Kameraden übernommen, der mit dem notwendigen Schwung in kurzer Zeit in der Lage war, mit Hilfe des Studentenbundes, der sich ganz in den Dienst der Propaganda stellte, den kämpferischen Wert des Bundes einmal wirklich der staunenden Mitwelt vor Augen zu führen.

Es gelang dem Kameraden Hollerbach, Pg. Alfred Rosenberg selbst zu einem großen Vortrag nach Bonn zu verpflichten. Mit Hilfe unserer entsprechenden Propaganda wurde die große Beethoven-Halle auch völlig ausverkauft. Alfred Rosenberg sprach über die bolschewistische Zersetzung in seiner fabelhaft abgeklärten Weise. Riefiger Beifall wurde ihm zuteil, und wir waren doppelt empört, am nächsten Tage in dem Zentrumsblatt von Bonn, der Reichszeitung, eine unverschämte Herabsetzung des Rosenberg-Vortrages zu finden, der von groben Entstellungen seiner Rede nur so wimmelte.

Verfasser dieses Artikels war ein Privatdozent der Universität, ein verheulenes buclliges Männchen, das, wenn es durch die Straßen der Stadt ging, die giftigsten Blicke um sich warf. Was Wunder, daß Parteigenosse Hollerbach mit gewandter spitzer Feder in unserer Presse eine vernichtende Abrechnung mit diesem sauberen Privatdozenten hielt. Die Anpöbelung dieses Gnomen von Privatdozenten hatte die geistige Elite der Bonner Universität ruhig hingenommen und die Herabsetzung eines Mannes wie Rosenberg ohne Erregung ertragen.

Die scharfe Antwort des Studenten Hollerbach aber veranlaßte diese Geistesgrößen zu schärfsten Angriffen und Verteidigungen ihres hochgeschätzten Kollegen vom Zentrum.

Diese Stellungnahme eines Großteils der Bonner Dozentenchaft für Zentrumspolitik und gleichzeitige Duldung kommunistischer Vorträge in der Universität veranlaßten mich als Hochschulgruppenführer, ein Schreiben an den Rektor der Universität zu richten, den besagten jüdischen Professor Konen, in dem ich höchst eindeutig den Rektor wegen dieser Zustände um Aufklärung bat.

Da ich mehrere Tage lang trotz der Dringlichkeit meiner Anfrage vergeblich auf Nachricht wartete, gestattete ich mir, diesen Brief in unserer Presse zu veröffentlichen. Das wirkte. Eilends ward mir ein Schreiben des Rektors zugestellt, in dem ich kurzfristig um mein Erscheinen ersucht wurde.

Ein Gremium von Professoren war um den hohen Herrn Konen versammelt, als ich in sein Amtszimmer eingelassen wurde. Er gedachte den unschuldigen Mann zu spielen, der keine Ahnung von kommunistischen Geheimnissen in Hörsälen der Universität hatte und wollte lediglich darauf hinaus, die Veröffentlichung meines Briefes als unakademisch zu

brandmarken. Ich war mir bewußt, in Herrn Konen den gewiegtsten Zentrumspolitiker von ganz Westdeutschland vor mir zu haben. Mit seiner näselnden Stimme fragte er nach meiner Fakultät, die er zweifellos längst hatte feststellen lassen und tat überaus überrascht, als ich ihm Germanistik als mein Studienfach angab. Unter hysterischem Gelächter äußerte er seine Bewunderung hierüber und glaubte in meinem Brief eher den Stil eines französischen Anwalts zu entdecken. Ich fand dies zu seinem Leidwesen durchaus nicht kränkend und geruhte äußerst geschmeichelt zu lachen, worauf Herr Konen sich auf seine dünnen Lippen biß. Ich erfuhr dann, daß die Kommunisten ihr Unrecht gewissermaßen eingesehen hätten und sich wegen der Vorfälle im Hörsaal bereits in aller Form bei ihm entschuldigt hätten. In Zukunft würden selbstverständlich solche Veranstaltungen in Hörsälen nicht mehr stattfinden, ich sähe also, daß sich dieses in völliger Ruhe hätte regeln lassen.

Dabei beging er die Dummheit, mir ausdrücklich zu versichern, daß man ja selbstverständlich meine Veröffentlichung in der Presse nicht bestrafen könne, daß meine „Schuld“ gewissermaßen mehr gesellschaftlicher Natur sei. Wie gesagt, die anderen hätten sich entschuldigt, meinte Herr Konen und wartete auf eine demütige Unterwerfung. Irrtum vom Amt! Ich hatte nur ein glückliches Lächeln und auf die etwas spitze Frage des Herrn Konen, ob ich noch etwas zu sagen habe, antwortete ich mit einem schlichten „Nein, Euer Magnifizenz“.

Darauf erhob sich die würdige Versammlung und als ich dem Herrn Rektor die Hand zum Abschied reichen wollte, schien er diese höfliche Art des Abschieds zu übersehen. Dagegen war ich aber auch gefeit, denn in meiner Eigenschaft als Leiter des Redaktionsausschusses hatte ich ihm einen Artikel zur Kenntnismahme zu überreichen. So peinlich es ihm war, nun mußte der hohe Herr mir auch die Hand drücken, wo er mich doch am liebsten relegiert hätte.

Für mich war dieses Intermezzo mit Herrn Konen äußerst lehrreich und als ich meinen Kameraden diese Unterredung übermittelte, hätten Herrn Konen die Ohren dröhnen müssen, so lachten ihn die Studenten im Braumhemd aus.

Inmitten dieses Semesters erhielten wir die frohe Nachricht, daß der Reichsführer nach Westdeutschland zu einer Vortragsreise kommen würde. Für den 3. Juli war sein Erscheinen in Bonn zugesagt. Am Abend vorher, am 2. Juli sollte er in Köln sprechen. Ich freute mich ungeheuer auf dieses Wiedersehen und da es meine Zeit zuließ, fuhr ich bereits am 2. Juli nachmittags mit meinem Adjutanten nach Köln hinüber, um Baldur v. Schirach bereits dort begrüßen zu können.

Nach einigen Irrfahrten gelang es auch, den Reichsführer in seinem Hotel zu erwischen. Wir freuten uns des Wiedersehens sehr und besuchten gemeinsam die Versammlung der Kölner Hochschulgruppe, die leider nur im kleinsten Rahmen stattfinden konnte, da Unruhen an der Universität eine öffentliche Versammlung nicht zuließen. Der Wunsch der Kölner Kameraden ging nun dahin, daß Baldur v. Schirach am nächsten Morgen in einer Pause von der Freitreppe der Universität

aus zu den Kameraden und den Kölner Studenten sprechen möchte. Begeistert ging Balbur v. Schirach auf diesen Plan ein und ich konnte den Jubel der Kölner Kameraden wohl begreifen. Allein mir erschien die Angelegenheit für die Person des Reichsführers doch etwas gefährlich, denn es stand meiner Ansicht nach bei einem Mißglücken dieses Unternehmens zu viel auf dem Spiel.

Ich sollte tatsächlich recht behalten. Meine Bonner Kameraden waren tags darauf, als ich ihnen von dem Plan des Reichsführers, in der Kölner Universität zu sprechen, Kenntnis gab, geradezu neidisch auf ihre Kölner Kameraden, denn insbesondere die großen Aktivisten des Bundes konnten ihren Tatendrang kaum zügeln und ich entschloß mich also zu einem kleinen Unternehmen, das dem Bund später noch unter dem Namen „Wege zu Kraft und Schönheit“ eine spaßige Erinnerung war.

Ich ließ durch eine Reihe von Kameraden das Gerücht aussprengen, der Reichsführer sei bereits am Vormittag in Bonn eingetroffen und wäre am Steh-Convent.

Der Erfolg war verblüffend. Der Steh-Convent war überfüllt.

Plötzlich erschien atemlos ein Kamerad, den ich zu diesem Zweck bestellt hatte, und flüsterte mir etwas Geheimnisvolles ins Ohr. Ich machte ein völlig erstauntes Gesicht, sagte mich sichtbar und rief den Kameraden zu: „Jeder kommt mit und tut genau das, was ich tue. Im Dauerlauf wälzte sich ein Zug von etwa 60 Mann die Treppe zum 1. Stock hinauf, durcheilte mit den freundlichen Rufen: „Platz, Platz“ die menschenerfüllten Wandelgänge, rasteten die Treppe wieder herunter, überquerten den Ehrenhof, machten feiert und durcheilten die Universität nach der anderen Seite, wiederum feiert und in wilder Jagd wieder über den Ehrenhof durch das Nordportal der Universität, quer über eine Rasenfläche die Straße entlang bis zur Geschäftsstelle der Ortsgruppe.

Ein unglücklicher kommunistischer Bücherhändler, der mit seinem Sowjet-Fähnchen am Karren, in dem Portal dieser Universität seine marxistischen Bücher verkaufte, packte bei unserem Kommen der bleiche Schrecken, er glaubte, unser Angriff gelte ihm und in wilder Hast enteilte er mit seinem holpernden Bücherkarren. Mit wenigen Worten klärte ich die Kameraden über den tiefen Sinn unseres Eilmarsches durch die Universität auf. Was ich erreichen wollte, war bezweckt. Die Aktivisten hatten ihren Spaß gehabt, der sich noch dadurch vergrößerte, daß mittags um 1 Uhr bereits in allen Gegenden der Stadt von einem schweren Zusammenstoß zwischen nationalsozialistischen Studenten und Kommunisten berichtet wurde. Die Phantasie tat ein Übriges und die Spannung, die nun einmal in der Luft lag, ließ die Angelegenheit immer blutiger erscheinen.

Derweil saßen wir bereits am Bahnhof der Rheinuferbahn und warteten auf den Reichsführer.

Es war ein heißer Nachmittag und unser ergebnisloses Warten wurde dadurch gelindert, daß ein milder Spender unter uns war, der zuweilen einen Stiefel freisen ließ. Gegen Abend kam dann die Wahrheit heraus, der Reichsführer war während seiner Ansprache bzw.

kurz nach seiner Ansprache in der Universität von der Polizei verhaftet worden und saß in Untersuchungshaft. Meine Warnung am Vorabend war also doch berechtigt gewesen.

Ueber 8 Tage hatte der Reichsführer in dieser Untersuchungshaft zuzubringen und am Tage der Verhandlung fuhr ich mit meinem Adjutanten wieder nach Köln. In aller Herrgottsfrühe waren wir bereits im Gericht und so erwischten wir im Zuhörerraum noch einen guten Platz. Der Vorsitzende des Gerichts war ein streng republikanischer Richter, der mit aller Schärfe gegen Baldur von Schirach vorging. Man verurteilte ihn zu drei Monaten Gefängnis mit Bewährungsfrist und nun eilten wir so schnell wie möglich zum Kölner Gefängnis, dem volkstümlich benannten „Klingelpütz“. Dort mußten wir unendlich lange warten.

Der Gauleiter von Köln-Machen, Dr. Ley, erschien mit seinem Wagen und da die Straße am „Klingelpütz“ von der Polizei aufs schärfste abgesperrt wurde, nahmen wir in einem Hausflur Aufstellung. In dem Augenblick, wo der Reichsführer in Begleitung von Dr. Ley das Gefängnis verließ, zum Wagen schritt, brausten wir wie besessen, ohne weiter auf die Polizei zu sehen, auf die Straße und drückten Baldur v. Schirach die Hand.

Die Polizei drängte zur Abfahrt und mir gelang es auch, noch mehr liegend als sitzend, in dem bereits überfüllten Wagen einen Platz zu bekommen. In eiliger Fahrt hogen wir durch mehrere Querstraßen, bis die jubelnde Menge, die Baldur v. Schirach zu sehen wünschte, die Straße so verstopfte, daß das Auto mit dem besten Willen nicht mehr weiter konnte. Der Polizei war dieser Jubel mehr als unangenehm und ich konnte vom Wagen beobachten, mit welcher rücksichtsloser Brutalität diese Polizisten mit dem Gummiknüppel auf die Bevölkerung einschlugen. Der Gaupropagandaleiter Winkeltemper war darüber so empört, daß er einen in der Nähe stehenden Polizisten in schärfster Form zur Rede stellte. Der Erfolg war, daß sich ein ganzes Rudel Polizisten auf Toni Winkeltemper warf und mit Gewalt aus unserem Wagen zerrte. Dr. Ley verließ den Wagen, um in dieser Angelegenheit zu vermitteln, während sich wieder die Menschenmenge um den Wagen sammelte.

Ein Polizeioffizier schrie dem Fahrer zu: „Weiter fahren, oder ich lasse Schirach als Veranlasser dieses Auflaufs erneut verhaften!“

Jetzt wurde es brenzlich und mit aller Energie schrie ich den Fahrer an: „Sofort losfahren!“; denn Dr. Ley konnte als Reichstagsabgeordneter sich leichter einen Weg bahnen, während die Person Schirachs auf das äußerste gefährdet war.

Mit einem Ruck zog der Wagen an und mit äußerster Geschwindigkeit fuhren wir um den Dom herum zur Gauleitung in den Filzengraben. Hier hielten wir uns auch nicht lange auf, besorgten den Koffer des Reichsführers und atmeten alle drei, Baldur v. Schirach, mein Adjutant und ich erleichtert auf, als wir in der Rheinuferbahn saßen, die uns in das ruhige Bonn sicher hinüberführte.

Es war dem Reichsführer wie ein Traum, nach den 8 Tagen Haft und den Erregungen der Verhandlung und den Szenen bei seiner Entlassung plötzlich bei schönstem Sonnenschein auf der Terrasse des Bonner Stadtgartens zu sitzen, mit dem herrlichen Blick zum Siebengebirge hinüber. Des Abends nahm der Reichsführer an unserer Mitglieder-versammlung teil und die Stimmung war so glänzend, daß Baldur v. Schirach von uns Bonnern die besten Eindrücke mit auf seine weitere Reise nahm.

In diesem Semester unternahm der Studentenbund auch zum erstenmal eine Motorbootfahrt auf dem Rhein, zu der wir unsere SA.-Kameraden und die Ortsgruppe der Partei auf das Herzlichste einluden.

Mit leuchtender Hakenkreuzfahne fuhren wir den Rhein herauf nach Rolandsed und erlebten dort oben bei einem herrlich flammenden Holzstoß eine Sonnenwendfeier, die unendlich schön war. Wir hatten auch für die erwerbslosen SA.-Kameraden gesorgt. Ein edler Spender, der eine Weinhandlung besaß, hatte rund 60 Flaschen Wein gestiftet, die wir auf den Berg hinauffchaffen ließen.

Dieser Wein trug selbstverständlich dazu bei, die Fröhlichkeit aller Teilnehmer noch zu steigern und es war den erwerbslosen SA.-Leuten und Parteigenossen von Herzen zu gönnen, einmal im Kreise von uns nationalsozialistischen Studenten recht froh zu sein und den grauen Alltag einmal völlig zu vergessen. Und wir Studenten waren glücklich, den Kameraden eine Freude gemacht zu haben, die mit uns Seite an Seite einen schweren Kampf zu kämpfen hatten.

Wir waren schon im Sommer bemüht gewesen, die Bonner Aftag aufzulösen bzw. die D.St.-freundlichen Gruppen in die Deutsche Studentenschaft zu überführen und eine örtliche Studentenschaft der D.St. auch in Bonn zu begründen. Unsere lieben Verbündeten von der nationalen Rechten aber fürchteten scheinbar den Einfluß des Nationalsozialismus außerordentlich und verhinderten immer im entscheidenden Moment ein tatkräftiges Einschreiten und eine klare Entscheidung. Der erste Teil des Wintersemesters 1931/32 war angefüllt mit hochschulpolitischer Arbeit.

Es war mir gelungen, den „Bonner Studenten“, die Zeitung der Aftag immer stärker in ein nationalsozialistisches Fahrwasser zu bringen und immer stärker den inneren Zusammenhalt des Studentenbundes zu erhöhen.

Um diese Kameradschaft auch außerhalb des anfallenden Dienstes zu vergrößern, hatten wir eine prächtige Studentenkneipe, das Gasthaus „Ruhland“ mit Beschlagnahme belegt, wo allabendlich an einem riesigen runden Tisch, der schön weiß geschleuert war, immer Kameraden vom Studentenbund zu treffen waren. Nach altem SA.-Gebrauch trank man fleißig Stiefel, die durch eine umgebende Mühsamkeit finanziert wurden. Man sollte solche Abende nicht mit dem Schlagwort „Stammtisch“ abtun. Ich bin fest überzeugt, daß diese Pflege der Kameradschaft auch in diesem Rahmen von allergrößtem Vorteil war, denn die Kameraden, die dort abends fröhlich beisammen saßen, haben sich niemals

von einem Dienst gedrückt, im Gegenteil, für sie war die Lösung der schwierigsten Aufgaben eine selbstverständliche Pflicht.

Im Dezember erreichte uns der Weihnachtsfriede des weiland Reichskanzlers Dr. Brüning. Wir nahmen mit äußerstem Humor das Abzeichenverbot auf und zum Zeichen dieses weihnachtlichen Friedens schmückten wir unsere Knopflöcher, ja sogar unsere Hüte mit täglich frischem Tannengrün. Ich selbst erfind noch eine besondere Art, die Bonner Polizei zum Besten zu halten. Eine Probenummer der Studentenzeitung des Kreises Bayern und Tirol war mir gerade rechtzeitig überandt worden. Hierbei kam mir weniger der Inhalt der Zeitung als die äußere Form zurecht. Sie war auf leuchtend gelbes Papier gedruckt und trug an ihrem Kopf ein ungewöhnlich hohes Hoheitsabzeichen. Mit Leichtigkeit ließ sich diese Zeitung so falten, daß gerade dieses Hoheitszeichen am Kopf sichtbar wurde. Diese Zeitung steckte ich in die äußere Brusttasche meines Mantels, so daß gerade der gelbe Kopf mit dem Hoheitszeichen hervorleuchtete. Die Polizei hat dies nicht verbieten können, denn das war, um juristisch zu sprechen, der Aushang periodisch erscheinender Druckschriften.

Im Jahre 1932 wurde es aber wirklich ernst. Wieder war unser Antrag auf Auflösung der Aftag abgelehnt. Wir hatten neu zu wählen. Knapp drei Wochen Zeit für den Wahlkampf standen uns noch zur Verfügung. Ich schrieb sofort nach München und bat dringend um Ueberweisung guter Redner.

Es wurde mir die erfreuliche Nachricht, daß der Reichsführer selbst gemeinsam mit dem Führer der Bewegung in Wien — Frauenfeld, in Bonn sprechen würde. Ueber diese Nachricht hocherfreut, ging ich aber sogleich daran, für weitere Versammlungen weitere Redner festzulegen. Ich wurde ganz kühn und schrieb einen Eilbrief an Prinz August Wilhelm nach Potsdam. Mit der gleichen Bitte wandte ich mich an Graf Reventlow und wartete nun der Dinge, die da kommen sollten. Sie kamen aber nicht so, wie ich es mir gedacht hatte.

Zunächst teilte München mit, daß Pg. Frauenfeld das Reden in Preußen verboten worden sei und Baldur von Schirach allein nach Bonn kommen würde. Da erhielt ich die kaum erwartete Nachricht von Potsdam, daß der Prinz nicht abgeneigt sei, in Bonn zu sprechen, er sei wenige Tage später in Köln telephonisch zu erreichen und ersuchte uns um unseren Anruf. Ich war nun gemeinsam mit meinem Kameraden Bonnet, meinem getreuen Sektionsführer der gleichen Ansicht, daß das Telephon ein äußerst unsicheres Ding sei und daß ein persönlicher Besuch größere Sicherheiten bieten würde.

Wir fuhren also an dem festgesetzten Tage nach Köln-Marienburg, wo der Prinz abgestiegen war. Kühn ließen wir uns melden und hatten auch das Glück, nach einiger Wartezeit vorgelassen zu werden. Prinz August Wilhelm war zunächst etwas ungehalten über unser eigenmächtiges Erscheinen, aber schließlich mußte er über unsere Hartnäckigkeit und unsere übergroße Vorsicht lachen und sagte, nachdem wir ihm über Bonn

und unseren Kampf einige Informationen gegeben hatten, fest zu, in Bonn mit dem Reichsführer gemeinsam zu sprechen.

Neuerst glücklich über diesen Erfolg, fuhren wir so rasch wie möglich nach Bonn zurück und bereits am anderen Morgen hingen unter den großen Plakaten, die die Schirach-Versammlungen ankündeten, großmächtige Nachdrucke, die das Erscheinen des Prinzen in Aussicht stellten. Unsere Gegner barsten bald vor Neid, als ganze Völkerverwanderungen zum Geschäftszimmer der Bonner Aftag einsetzten, um Karten für unsere Wahlversammlung zu erstehen.

Am Nachmittag des Versammlungstages traf Baldur von Schirach ein und war hocherfreut, mit dem Prinzen zusammen zu sprechen. Insbesondere freute ihn die Versicherung einer überfüllten Versammlung, da er, soeben von Frankfurt kommend, über die dortige Organisation enttäuscht war, denn durch einen technischen Fehler der örtlichen Leitung war die Versammlung nur schlecht besucht gewesen. Gott sei Dank, wir konnten mit Besserem auswarten. Pünktlich traf auch der Prinz von Köln kommend mit dem Wagen ein, so daß wir das riesige Glück hatten, eine halbe Stunde vor Beginn schon beide Redner in unserer Mitte zu sehen. Diese Versammlung wurde der größte Erfolg des ganzen Wahlkampfes. Der Prinz fuhr, nachdem er unsere Leib- und Wagenschenke, den Ruhland besichtigt hatte, wo seine Unterschrift und die des Reichsführers feierlichst in den großen runden Tisch gekratzt wurde, am selben Abend noch nach Köln zurück, während der Reichsführer bis zum andern Tag blieb, wo er noch in Köln in einer Wahlversammlung zu sprechen hatte.

Mein Bestreben war nun, Baldur von Schirach um seine Vermittlung für den Redner einer weiteren Wahlversammlung zu bitten. Wir telegraphierten in Schirachs Namen an den Grafen Reventlow die Bitte, bei uns im Wahlkampf zu erscheinen. Der Reichsführer hatte eine fabelhafte Idee. Durch einen Zufall erfuhr er davon, daß der Führer selbst am Abend in Düsseldorf vor einer Versammlung von Industriellen sprechen würde. Kurzerhand lud er uns ein, mit nach Köln zu fahren. Wir machten die dortige Versammlung mit und dann ging es in einem fünfsitzigen Auto mit einer Belastung von 9 Personen so rasch wie möglich nach Düsseldorf. Wir waren oft nahe an einem Achsenbruch, aber kamen doch gegen Mitternacht in Düsseldorf an, wo wir die ermunternde Nachricht erhielten, daß der Führer soeben Düsseldorf verlassen habe, um in Godesberg im Hotel „Dreesen“ abzusteigen.

Dazu hatten wir also von Bonn nach Düsseldorf fahren müssen. Ich wandte alle meine Ueberredungskünste an und erreichte es, daß Baldur von Schirach noch in derselben Nacht mit mir nach Bonn zurückfuhr, um am anderen Morgen mit mir nach Godesberg zu fahren, um dort den Führer für eine Versammlung in Bonn festzulegen.

Am anderen Morgen fuhren wir um 10 Uhr nach Godesberg hinaus und erhielten die freundliche Nachricht, daß der Führer soeben mit seiner Begleitung ins Ruhrgebiet gefahren sei zu wichtigen Besprechungen.

Es blieb uns aber der tröstliche Bescheid, daß er am Abend zurück sein würde, denn das Abendbrot war bestellt. Wir schlugen ein richtiges Lager im Hotel auf und warteten in Geduld auf das Erscheinen des Führers.

Es wurde 7 Uhr, es wurde 8 Uhr. Vom Führer noch keine Spur. Baldur von Schirach mußte am selben Abend den Nachtschnellzug nach Berlin von Köln aus bekommen und demnach spätestens um 9 Uhr von Godesberg abfahren. Ich fürchtete schon, daß alle Fahrten und alles Warten vergebens gewesen seien; da kam Bewegung in die wartende Menge.

Der Führer kam.

Schirach begrüßte den Führer gleich am Hoteleingang und begab sich mit dem Führer hinauf in die Zimmer. Pg. Dietrich räumte rücksichtslos die Vorhalle des Hotels von den Zuschauern und ich kam mir mächtig stolz vor, mit meinen paar Bonner Kameraden allein in der Vorhalle warten zu können.

Wenige Minuten und Baldur von Schirach erschien auf dem Treppenabsatz und winkte mich hinauf. Mein Gott, bekam ich ein Herzklopfen, als ich diese 20 Treppen zu steigen hatte.

Es war eine ungeheure Erregung in mir, denn ich sollte zum erstenmal mit dem Führer selbst sprechen können. Ich sehe noch die hohe Gestalt des Adjutanten Oberleutnant Brückner und dann stand ich im Zimmer des Führers selbst, der gerade aus dem Nebenraum eintrat und sich noch die Hände trocknete. Mit beredten Worten bat Baldur von Schirach, doch den Bonner Studenten die große Chance zu geben, den Führer selbst für diesen Wahlkampf in Bonn zu haben.

Der Führer war überaus gütig, aber ich fühlte doch aus seinen Worten, wie unendlich schwer für ihn allein zeitlich diese Rede in Bonn sein mußte. Und die Fahrten in diesen Januartagen hatten den Führer auch sichtlich ermüdet, daß ich mich langsam zu einem Verzicht innerlich durchrang.

Baldur von Schirach wollte schließlich mit einem Geldstück unser Schicksal zwingen.

Der Führer lächelte und ging darauf ein; Kopf oder Rückseite.

Das Markstück rollte auf dem Boden und entschied gegen uns.

Wieder bat Schirach, da griff ich ein und verzichtete freiwillig auf das Opfer des Führers. Das waren mir die gesamten Bonner Studenten nicht wert, daß der Führer in seiner Uebermüdung und Ueberanstrengung seine letzten Kräfte hergeben sollte. Der Führer war ob dieser Wendung erfreut und versprach uns einen würdigen Ersatz.

Gleich am Abend noch sollte Dr. Goebbels von dem Wunsch des Führers, daß er in Bonn sprechen möchte, verständigt werden. Ein herzlicher Abschied.

Wie im Traum ging ich die Treppe hinunter, dankte Baldur von Schirach für seine ausopfernde Fürsprache. Wir begleiteten ihn an seinen Wagen und fort fuhr er durch die Nacht nach Köln.

Am anderen Tage warteten wir auf den Bescheid. Dr. Goebbels hatte abfragen müssen, weil er in Berlin dringend gebraucht wurde und ein anderer Ersatzredner, der uns angeboten wurde, war zu wenig bekannt, um uns im Bonner Wahlkampf helfen zu können. Glücklicherweise lag die Zusage von Graf Reventlow für den Montag vor der Wahl vor.

Aber wie oft ein Unglück nicht allein kommt, so wurde uns jetzt ein doppeltes Glück. Aus Godesberg kam ein Anruf. Der Führer selbst hatte sich unser angenommen, die Ablehnung des Ersatzmannes wohl verstanden und sich selbst mit Hauptmann Göring in Berlin in Verbindung gesetzt. Auf Wunsch von Oberleutnant Brüdner telefonierte ich mit Hauptmann Göring und erhielt die Zusage für seinen einzigen freien Tag, den kommenden Sonntagmorgen.

Das war ein großes Wagnis, am Sonntag-Morgen in Bonn eine Versammlung abzuhalten, wo zum Ueberflus am Tage darauf, am Vorabend der Wahl, Graf Reventlow in Bonn sprechen würde.

Wir haben es geschafft.

Die altbekannten Plakate und Flugblätter traten in Aktion. Der Sonntagmorgen fand den großen Saal dicht gefüllt, so gefüllt, daß Hauptmann Göring, der Bonn kannte, es nicht für möglich gehalten hatte, ein so zahlreiches Auditorium vor sich zu haben. Der Abend vor der Wahl sah Graf Reventlow bei uns.

Seine Rede war ein Meisterstück an politischen Feinheiten. Es war allein ein Hochgenus, es zu erleben, mit welcher Virtuosität der Graf an den Klippen des Republikstutzgesetzes haarfarr vorbeisteuerte. Dieser letzte Appell tat seine Wirkung.

Der Wahltag selbst verlief äußerst ruhig. Unser Rollkommando, das diesmal der Studentenbund vorsichtig zusammengestellt hatte, erwies sich als überflüssig. Die Herren Nazis trauten sich aus ihren Schlupfwinkeln nicht mehr heraus. Lediglich den lieben katholischen Freistudenten, die sich praktisch mit der Zentrumsgruppe deckten, spielte ich einen hübschen Schabernack.

Die Notverordnung des Herrn Brüning machte es zur Pflicht, jedes Plakat und ein Muster jedes Flugblattes polizeilich genehmigen und abstempeln zu lassen. Als ich mich in aller Frühe zur Universität begab, sah ich die katholischen Freistudenten bereits mit ihren Plakaten an der Universität stehen.

Ein Wink und ein Kamerad unterzog bei seiner eifrigen Lektüre des Plakats dasselbe einer gründlichen Besichtigung.

Der polizeiliche Genehmigungsstempel fehlte.

Ich begab mich auf das Geschäftszimmer der Aftag und rief von dort die Polizeiverwaltung an. In wenigen Worten teilte ich mit, daß die katholischen Freistudenten den polizeilichen Bestimmungen nicht nachgekommen seien und unerlaubte Plakate und Flugblätter verwendeten. Man versprach mir sofortige Abhilfe und 10 Minuten später erschien der Führer der katholischen Freistudenten, Herr Alfred Hüwel, mit seinen

getreuen Plakatträgern wutschnaubend. Die Polizei hatte ihn vom Ort verwiesen. Ich konnte mich der mitleidigen Teilnahme kaum erwehren und gab ihm den wohlgemeinten Rat, bei der Polizei vorstellig zu werden, zwecks nachträglicher Genehmigung seiner Plakate. Kaum war der Jesuit raus, rief ich schon wieder die Polizei an und kündigte die Ankunft des jungen Mannes Hümel mit den notwendigen Randbemerkungen an.

Das Ergebnis war: die Plakate waren auf der Polizei zurückgehalten. Man hatte Herrn Hümel freundlich mitgeteilt, daß er sie am folgenden Tage nach der Wahl ordnungsgemäß genehmigt zurückerhalten könne. Damit war die freundliche Propaganda des Zentrums an der Dummheit und Unkenntnis der führenden Zentrumsstudenten gescheitert.

Es muß für diese Anhänger des Herrn Brüning mehr als peinlich gewesen sein, in das Getriebe der Notverordnung geraten zu sein. Das Wahlergebnis war überraschend.

Trotzdem sämtliche nationalen Gruppen eigene Listen aufgestellt hatten, gelang es uns, unsere Mandat- und Stimmenzahl außerordentlich stark weiter zu erhöhen. Der NSDStB. erhielt 19 Mandate und wurde damit stärkste Gruppe in der Aftag, während andere studentische Gruppen erstaunlich schwere Verluste aufzuweisen hatten. Insbesondere dem armen republikanischen Block hatte ein technischer Fehler übel mitgespielt.

Alle Gruppen hatten die Berechtigung, in dem Blatt der Aftag einen kurzen Wahlaufruf zu veröffentlichen. Nun hatte der republikanische Block folgende Wendung gebraucht: Wir republikanischen Studenten sind bisher eingetreten für Freiheit und Recht und werden auch weiter eintreten für die gleichen Belange. Ein bisher noch unaufgeklärter Druckfehler verschandelte diesen mutigen Satz jämmerlich. Die kleine Vorsilbe „hin“ brachte den republikanischen Block um das Anrecht, ernst genommen zu werden, denn jetzt lautete der Satz: „Wir republikanischen Studenten sind bisher hineingetreten und wir werden auch weiter hineintreten“.

Lächerlichkeit tötet, das konnte das Blödschen am Wahlergebnis merken.

Nach dem alten Gesetz der Aftag stellte die stärkste Gruppe den Vorsitzenden. Wir Nationalsozialisten verlangten demnach bei den Vorverhandlungen zur neuen Studentischen Kammer dieses Recht auf den Ersten Vorsitzenden. Wir ließen uns auch in keiner Weise dieses Recht bestreiten und blieben allen anderen Angeboten gegenüber fest.

Die konstituierende Sitzung fand statt. Nach den üblichen Eingangssphrasen schritt man zur Wahl der Vorsitzenden. Die katholischen Gruppen schlugen ihren Kandidaten vor, wir den unseren. Die Abstimmung ergab Gleichheit der Stimmen, damit fielen beide Anträge.

Ruhhandelpause.

Mit aller Energie teilten wir unseren nationalen Verbündeten mit, daß wir uns unbedingt an unseren Kandidaten festhalten. Erneut

erhielt der Vertreter der katholischen Gruppen das Wort. Er betonte, Bonn sei eine katholische Universität und müsse einen katholischen Vorsitzenden haben.

Ihm entgegnete unser Redner äußerst geschickt, Bonn sei keine katholische Universität, sondern eine deutsche Universität und wir Nationalsozialisten wären die Letzten, die nicht im Hinblick auf die stärkere Anzahl der katholischen Studierenden diesem Wunsch, einen katholischen Vorsitzenden zu haben, entgegenkämen. Wir zögen unsern Kandidaten zurück und setzten an seine Stelle einen katholischen Kandidaten, einen katholischen Kameraden der NSDStB.

Da verließ die klugen Zentrumspolitiker jede Ueberlegung, die Maske fiel und wüste Beschimpfungen wurden laut.

Einer dieser sauberen Burschen rief in den Raum: „Kein anständiger Katholik kann Nationalsozialist sein!“

Das genügte.

Wie ein Mann verließen wir Nationalsozialisten die Aftag, die Kameraden vom Stahlhelm schlossen sich sofort an und auch der Waffenring verließ nach einem kurzen Vermittlungsversuch den Hörsaal. Damit war die Aftag beschlußunfähig geworden und praktisch geplagt. Wir Nationalsozialisten blieben allen Vermittlungsversuchen gegenüber fest. Wir verlangten Entfernung der Beschimpfer des Nationalsozialismus und den Ersten Vorsitzenden. Zwei Dinge, die uns abgeschlagen wurden. Daraufhin bildeten wir gemeinsam mit den nationalen Gruppen einen vorbereitenden Ausschuß zur Gründung einer örtlichen Gruppe der Deutschen Studentenschaft. Dieses Drei-Männer-Kollegium, das aus Waffenring, Stahlhelm und Nationalsozialisten bestand, begann in den Ferien bereits seine Tätigkeit.

So leicht war die Sache aber leider nicht, wie wir es geglaubt hatten, als sich der Ausschuß zur Gründung der Deutschen Studentenschaft in Bonn bildete. Teile der nationalen Gruppen glaubten im Sinne der Deutschen Studentenschaft zu handeln, wenn sie die Bonner Aftag in ihrer jetzigen Form zunächst wenigstens noch erhalten würden.

Wir Nationalsozialisten waren aber völlig anderer Anschauung, denn wir kämpften für eine nationalsozialistische Deutsche Studentenschaft und nicht für einen Brei von studentischen Verbänden. Aus diesem Grunde sah ich mich gezwungen, der Bonner Studentischen Arbeitsgemeinschaft in aller Öffentlichkeit und in aller Form den Kampf anzujagen. Zweifelsohne hatte man geglaubt, durch den Druck eines allgemeinen Wiedereintritts auch uns Nationalsozialisten zur Umkehr zu bewegen. Dieses war ein Trugschluß, der auf einer mangelnden Kenntnis des Nationalsozialismus beruhen mußte.

Bei unserer Kampfansage gegen die Bonner Aftag betonten wir ausdrücklich, daß wir nicht einzelne Gruppen, sondern diese Vereinigung Bonner Aftag an sich zu bekämpfen gedachten. Mir erschien es notwendig, diesen Kampf mit einer studentischen Massenversammlung in der breiten Öffentlichkeit zu beginnen. Der Zufall war uns wieder

einmal günstig gesinnt, wir hatten uns noch einmal mit der Bitte, zu uns zu sprechen, an Prinz August Wilhelm gewandt.

Das Schicksal war uns hold, der Prinz sagte zu, so daß zum geringen Entzücken der Bonner Aftag unsere großen roten Versammlungsplakate wieder einmal die Bonner Plakatsäulen und Anschlagtafeln zierten.

Das Anwachsen des Studentenbundes einerseits, und unser Bewußtsein, daß wir die Grundzelle der kommenden deutschen Studentenschaft waren, erforderte dringend den Besitz einer eigenen kleinen Geschäftsstelle. Durch ein günstiges Angebot entschlossen wir uns an einem Sonntag, am Vortage der Versammlung mit Prinz August Wilhelm eine nette kleine Geschäftsstelle zu mieten.

Feierlich wurde am Montag-Morgen von dieser Zentralstelle unseres künftigen Kampfes Besitz ergriffen. In aller Herrgottsfrühe erschienen einige Kameraden, darunter ein 14. Semester mit Scheuerbesen, Putzeimer und Lappen, um aus dem seit langem unbewohnten Raum unter Anwendung von viel Seife und noch mehr Wasser ein Muster von Sauberkeit und Ordnung zu bereiten.

Mit äußerster Eindigkeit war die gesamte Gruppe an der Arbeit, das notwendigste Material für diese Geschäftsstelle zusammenzutragen, deren Raum bis dahin nur einen Telephonapparat und ein kleines Schränkchen beherbergte.

Da erschien ein Kamerad mit einigen Gartenstühlen, ein anderer mit einigen schon ausrangierten Prunkstühlen seiner Wirtin, die er der guten Frau unter der hoch und heiligen Versicherung, sie am Ende des Semesters wohlbehalten zurückzutragen, abgeschwächt hatte.

Da kamen Kameraden mit Läuferstücken und plötzlich verfügten wir sogar über zwei Tische, die säuberlich mit großen Bogen grünen Löschpapiers bespannt, den Eindruck von Schreibtischen erwecken konnten. Selbst eine Schreibtischlampe und zwei Vasen mit frischen Blumen fehlten nicht mehr. Ein Bild des Führers wurde ebenfalls aufgetrieben und die etwas vergilbte Tapete durch eine Musterkollektion unserer Plakate aus den letzten zwei Semestern geschickt verdeckt.

All diese Vorbereitungen wohlgemerkt wurden prompt durchgeführt, an einem Tage, der alle Kräfte des Studentenbundes auch noch für die Propagierung der abendlichen Versammlung und Herrichtung des Saales benötigt wurden.

Am Mittag ergab sich im Hinblick auf den gewaltigen Vorverkauf die Notwendigkeit, einen zweiten kleineren Saal für eine Parallelversammlung zu mieten. Der Saal war greifbar, aber die notwendigen Stühle fehlten. Mit Hilfe eines großmächtigen Fuhrwerks wurden die Stühle aus einem entlegenen Saal durch die Kameraden des Studentenbundes zum Versammlungsort geschafft.

Die Versammlung selbst wurde, wie nicht anders zu erwarten war, ein riesiger Erfolg für die Bonner Gruppe.

Der Prinz sprach ganz vorzüglich und war von dem Geist der Bonner Studenten, die sich zum Nationalsozialismus bekannten, geradezu begeistert. Es war wirklich eine große Freude, diese Versammlung zu leiten, und ich hätte es sicher mit wehmütigen Gefühlen getan, wenn ich damals schon gewußt hätte, daß es die letzte Versammlung sein würde, die ich in Bonn erleben sollte.

Wenige Tage später rief mich ein Telegramm des Reichsführers, der kurze Zeit zuvor vom Führer selbst zum Reichsjugendführer ernannt war, nach München, da Baldur v. Schirach glaubte, daß meine Anwesenheit für den Kreis Bayern und Tirol notwendig würde.

Noch einmal durfte ich nach Bonn zu meinem Kameraden zurückkehren, da es mir gelang, in wenigen Stunden die Angelegenheit durch mein Eingreifen zu klären. Aber seit diesen Tagen war die Möglichkeit meiner Uebersiedlung nach München äußerst groß geworden. Noch einmal konnte ich mit meiner Gruppe mit dem Motorboot unter wehender Hafentrennfahne den Rhein hinauffahren und aus dem Rodderberg eine Sonnenwendfeier erleben, aber diese Feuerrede, die ich dort oben halten durfte, war schon mit Gedanken des Abschieds durchseht.

Die schönste Zeit meiner Arbeit im Studentenbund ging ihrem Ende zu. Wie es sich für einen rechten Kampf gehört, hatte ich auch in den letzten Tagen, wo mich der Reichsjugendführer bereits nach München zu Beginn des Juli berufen hatte, keine Muße.

Als der Jahrestag von Versailles sich wieder jährte, machte die Universität keine Anstalt, ihn so zu begehen, wie eine deutsche Universität wenigstens diesen Tag zu begehen hätte.

Der saubere Rektor Konen hatte noch, bevor er aus dem Amte geschieden war, ein besonderes Heldensstückchen sich geleistet. Damals als man das Ehrenmal auf dem Ehrenhof der Universität abgeschleppt hatte, konnte man der Studentenschaft gegenüber nicht genügend betonen, daß ja noch eine eigene Ehrenhalle in der Universität vorhanden sei, die ja aus Mitteln der Studentenschaft zu Ehren ihrer Toten errichtet sei.

Dort lagen unter den Ehrentafeln die Namen der Gefallenen. Bonner Studenten und Dozenten trugen die Kränze der studentischen Vereinigungen und der Akademischen Behörden.

Dem Studentenbund war dort von jeher die Niederlage seines Kranzes mit der roten Hafentrennschleife verboten gewesen, ein Verbot, das wir dadurch zu mildern wußten, daß wir den Kranz mit einer schwarzen Schleife versahen, die in silbernen Buchstaben die Inschrift trug: „Unsere gefallenen Kameraden, der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund“.

Aber auch diese Art der Ehrung war dem Rektor Konen noch nicht schlicht und unauffällig genug, unter dem Deckmantel, daß gegebenenfalls auch kommunistische Gruppen dort einen Kranz niederlegen könnten, erließ er ein generelles Verbot für alle studentischen Gruppen, dort einen Kranz niederzulegen.

Wir standen also vor dem Kuriosum, daß ein sogenannter deutscher Rektor die Annahme befahl, deutschen Studenten es zu verbieten, in einer Ehrenhalle, die aus Mitteln der Studentenschaft errichtet war, Kränze für die Toten von Langemard niederzulegen. Zur Beruhigung der Herren Studierenden fand sich der Senat dazu bereit, gewissermaßen als Ersatz an allen nationalen Gedenktagen von sich aus einen Kranz des Rektors und Senates mit einer neutralen weißen Schleife niederlegen zu lassen.

Wir nationalsozialistischen Studenten trauten einem Senat, der solch ungeheuerliche Verfügungen erließ, in nationaler Hinsicht sehr wenig zu. So hatten wir uns jedenfalls für den Tag von Versailles in fluger Voraussicht eingedeckt.

Als an diesem Tage bis 11 Uhr vormittags in der Ehrenhalle kein Kranz von Rektor und Senat niedergelegt wurde, erschien ich mit zwei Kameraden im Braumhemd in der Ehrenhalle. Wir legten dort einen Kranz des Studentenbundes nieder, der lediglich auf schwarzer Schleife die Aufschrift trug: 28. Juni 1919 — Versailles. Absichtlich ließen wir jeden Vermerk weg, der Schlüsse auf den Stifter des Kranzes zugelassen hätte.

Der Kranz lag keine 10 Minuten da, wurde er von den Pedellen aus der Ehrenhalle fortgetragen in das Amtszimmer des Rektors. Meiner Kameraden bemächtigte sich eine ungeheure Erregung. Ich mahnte sie zur Ruhe und begab mich in das Vorzimmer des Rektors, wo ich dem Oberpedellen meinen Besuch beim augenblicklichen Rektor anmeldete. Rektor und Prorektor waren aber verreist und nur der Pro-Prorektor zu sprechen, der allerdings zur Zeit auch durch eine wichtige Konferenz verhindert war. Daraufhin begab ich mich zu unserer Geschäftsstelle und erlaubte mir den Herrn Pro-Prorektor telephonisch anzurufen.

In Gegenwart einer großen Anzahl von Mitgliedern des Studentenbundes habe ich dieser akademischen Instanz meine Meinung über den Tag von Versailles, seine Bedeutung für das deutsche Volk und die Pflichten einer deutschen akademischen Behörde an diesem Tage übermittelt. Ich unterließ nicht, darauf hinzuweisen, daß ich gewillt sei, wenn die akademische Behörde in Bonn ihren Verpflichtungen gegenüber dem deutschen Volke nicht nachkommen würde, die gesamte nationalsozialistische Presse zu verständigen und insbesondere die nationalsozialistische Landtagsfraktion von diesem Versagen der Bonner Universitätsbehörde unterrichten würde.

Mit einem kräftigen Heil Hitler und dem Bieten der Tageszeit hing ich den Hörer ein. Darauf erhielt ich den Anruf eines meiner nächsten Mitarbeiter, der mich dringend um die Erlaubnis bat, die Studentenschaft zu einem sofortigen Protest zusammenzutrommeln. Ich mußte meinen Kameraden enttäuschen, weil ich ein derartiges Unternehmen verbot, denn ich hielt mehr von meinem Schritt beim Rektoramt und den Konsequenzen in der Presse und beim Landtag als von

kleinen Teillaktionen, die leicht durch das böse Wort von „Radastudententum“ einen üblen Beigeschmack bekommen konnten. Erfreulicherweise wurde meine Handlungsweise in Kürze gerechtfertigt; am frühen Nachmittag bereits lagen zur Rechten und Linken in der Ehrenhalle auf den marmornen Gesimsen geradezu Wagenräder von Kränzen, die beziehungsweise schwarze Schleifen trugen mit haargenau dem Text, den die Schleife unseres Kranzes trug, den wir am Vormittag niedergelegt hatten und den man wegen seiner Staatsgefährlichkeit von Pedellen entfernen ließ.

Immerhin hatten wir die Universitätsbehörde an ihre nationalen Pflichten erinnert, ein Unternehmen, zu dem die Bonner Aftag nicht fähig gewesen war. Unseren eigenen Kranz ließen wir uns zurückgeben und trugen ihn hinaus auf den Alten Zoll, wo wir ihn am Ehrenmal niederlegten.

Kurze Zeit später kam eine endgültige Berufung in die Bundesleitung des Studentenbundes nach München, und nun hieß es Abschied nehmen von dieser Bonner Arbeit der letzten 4 Semester, Abschied nehmen von Kameraden, die mir in diesem langen Kampfe um so mehr ans Herz gewachsen waren.

Mir war überaus weh zumute, als ich zum letztenmal über die Gänge der Bonner Universität schritt, um die wir so erbittert und so siegreich gekämpft hatten. Überall auf diesen Wegen wurde die Erinnerung geweckt an Episoden aus diesem schweren und doch so schönen Kampf. Am Abend sahen wir noch einmal im „Ruhland“ an dem riesigen runden Eisentisch mit den vielen geschnitzten Namen, noch einmal freisten die Stiefel umher.

Der Uhrzeiger rückte weiter und weiter und dann hieß es Aufbrechen zum Bahnhof.

In Viererreihen ging es in strammem Marschschritt durch die alten Straßen. Wir sangen dabei unsere alten Kampflieder und schon hatte uns die Bahnhofshalle, in der wir schon so manchen scheidenden Kameraden die Hand zum Abschied gedrückt hatten, in der wir voll banger Erwartung auf so manchen Redner unserer Versammlungen gewartet hatten, aufgenommen.

Meine Koffer waren von getreuen Kameraden längst besorgt, rasch löste ich noch die Fahrkarte und Bahnsteigkarten für meine nächsten Mitarbeiter.

Indes ich dort am Schalter beschäftigt gewesen war, hatten die Bombenkerle einen ganzen Bahnsteigkartenautomaten ausgeleert und da stand die ganze Rasselbande bereit, mich auch noch auf den Bahnsteig hinaus zu begleiten.

Wir hatten nicht mehr viel Zeit, schon brauste der Schnellzug in die Halle. Ich stieg rasch ein, man reichte mir meine Koffer nach, und nun stand ich am Fenster und sah auf die Köpfe, auf die lieben Gesichter der Jüngens, die mit mir durch Dick und Dünn gegangen waren.

Ich mußte mich auf die Lippen beißen, so hart kam mir der Abschied an, der nicht nur ein Abschied von der schönen Rheinstadt, nicht nur ein Abschied von den lieben Kameraden war, sondern ein Abschied von diesem ganzen frischfröhlichen Kampf an der Front.

Das Abfahrtsignal war gegeben, jeder wollte noch einmal mir die Hand drücken, mir ein liebes Wort sagen , der Zug fuhr an, schneller und schneller.

Da klang draußen auf dem Bahnsteig unser altes Kampflied auf, das meine alte Hochschulgruppe sang, sie, die Kameraden, liefen noch neben dem fahrenden Zug her, und winkten und streckten die Hand zum Gruß.

Noch ein Blick zurück und dann war alles vorüber und auch der Gesang vom Rattern des Zuges verschlungen. Ich stand noch lange am Fenster und sah in die dunkle Nacht hinaus und in mir war nur ein Gedanke: Dieser Geist, der diese Kameraden beseelt, ist das größte und schönste, diesen Geist müssen wir hüten und pflegen, denn dieser Geist ist Deutschland!

Unser Blatt ist die

Deutsche Studentenzeitung

(Herausgeber: Dr. StäbeI, Reichsführer NSDStB.)

Sie ist die einzige **nationalsozialistische Studenten-**
zeitung für das ganze Reichsgebiet

Sie ist das **Kampfblatt aller deutschen Studenten**

Sie ist das **amtliche Nachrichtenblatt des NSDStB.**

***Jeder Student liest die
Deutsche Studentenzeitung***